

Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache

Herausgegeben vom Institut für deutsche Sprache

VOLKES STIMME

60 Jahre Deutsches Spracharchiv

von Peter Wagener

Seit etwa 25 Jahren – so lehrt die jüngere Historiographie des Fachs – beschäftigt sich die Linguistik im deutschsprachigen Raum verstärkt mit der gesprochenen Sprache. Ansätze wie z. B. in der ehemaligen IDS-Forschungsstelle für gesprochene Sprache in Freiburg sind aufgegriffen worden, und bis heute wurden allerorts mehr und mehr die Konstellationen der Rede, die Akte des Sprechens, die Maximen und Strukturen von Gesprächen analysiert und interpretiert.

In ihren Anfängen aber ist die Gesprochene-Sprache-Forschung in Deutschland viel älter: Sie hat ihre Tradition in der Erforschung der Dialekte; allerdings lange Zeit einseitig auf ihre areale Dimension orientiert. Und sie verfügt seit nunmehr 60 Jahren über eine Institution, die von Anfang an den Anspruch stellte, als Zentralstelle für gesprochenes Deutsch zu fungieren. Das Deutsche Spracharchiv (DSAv), 1932 in Berlin von dem Neurologen und Phonetiker Eberhard Zwirner begründet, hat diesen Anspruch erfüllt – und auch wieder nicht.

Bilanz: 10000 Tonaufnahmen

Gelungen ist es Eberhard Zwirner, dem DSAv zur größten wissenschaftlichen Sammlung von Tondokumenten mit gesprochenem Deutsch zu verhelfen.

Über 10000 Tonaufnahmen verwaltet das inzwischen als »Arbeitsstelle Deutsches Spracharchiv« ins Institut für deutsche Sprache integrierte Archiv heute, und rund 42000 Kopien seiner Bestände sind in den letzten Jahrzehnten zu Lehr- und Forschungszwecken an Wissenschaftler in aller Welt gegangen. Die ersten Tonaufnahmen hatte Zwirner bereits 1927 von Patienten gemacht, mit Schalltrichter und Telephonwalzen, und in der Folgezeit hat er immer wieder postuliert, die Tonaufnahme als neuen Quellentypus neben Quellen wie Sprachkarte und Wortliste zu stellen. Der Entwicklung der Ton-technik folgend war Zwirner immer einer der ersten, der diese für die Sprachwissenschaft nutzbar machte. Seine Bemühungen gipfelten in der großen von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Aufnahmeaktion der Jahre 1955 bis 1960, die rund 5800 Tonbandaufnahmen deutscher Dialekte aus fast tausend Orten der Bundesrepublik erbrachte. Dabei wurden in jedem Ort sechs Gewährspersonen aufgenommen, drei einheimische und drei aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten zugewanderte Sprecher der jüngeren, mittleren und älteren Generation. Ergänzt durch tausend weitere »Tonbandaufnahmen der Vertriebenen-Mundarten« (in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Sprachatlas in Marburg) und 400 von J. A. Pfeffer erhobene umgangssprach-

Inhalt

Volkes Stimme 60 Jahre Deutsches Spracharchiv von Peter Wagener	S. 1
Realironie von Theo Stemmler	S. 2
Wie ein Abgeordneter mit Sprache inszeniert von Werner Holly	S. 3
Kurz notiert	S. 5
Besserwessi – Wort des Jahres 1991 von Bruno Strecker	S. 5
Rezension	S. 6
Impressum	S. 6
Metaphorisierte Sprache Zu einigen Bildfeldern in Jacob Grimms »Vorreden« von Armin Burkhardt	S. 7
Geschlechtsneutrale Sprache – aus Schweizerdeutscher Sicht von Peter Anliker	S. 10
Im Vorfeld der 3. Amtlichen »Wiener Gespräche« 1993 von Wolfgang Mentrup	S. 12
Eine neue Gebrauchsgrammatik	S. 13
Neue Bücher	S. 14
Leserforum	S. 15
Preisrätsel von Bruno Strecker	S. 16

Allen Lesern und Leserinnen wünschen wir ein gutes und erfolgreiches neues Jahr.

Die Redaktion

liche Aufnahmen ergab sich bis Anfang der 60er Jahre ein beachtlicher Kernbestand des DSAv, so daß Zwirner nach 30 Jahren eine zufriedenstellende Bilanz ziehen konnte (vgl. E. Zwirner, Deutsches Spracharchiv 1932–1962. Münster 1962).

»Forschungsruine«?

Nicht in gleichem Maße gelungen ist seither die Aufbereitung und Dokumentation des umfänglichen Materials, und auch die auf dieser Basis denkbaren Forschungen sind im Verhältnis zu den Quantitäten und der Qualität der Archivbestände nur ansatzweise durchgeführt. Etwa 40 Prozent der Tonaufnahmen sind bis heute verschriftet worden, überwiegend als hochdeutsche Übertragungen (3000) oder als literarische Transkriptionen (2000), nur 700 Aufnahmen sind phonetisch transkribiert. Nur die verschrifteten Aufnahmen sind bisher in Katalogen dokumentiert (publiziert in PHONAI, der Schriftenreihe des DSAv), erst in diesem Jahr werden die Bestände in einem umfassenden dreibändigen Gesamtkatalog vollständig erschlossen und zugänglich gemacht. Der vergleichsweise nur langsam fortgeschrittene Prozeß der Aufbereitung und Dokumentation hat dazu geführt, daß das DSAv in der Literatur gelegentlich als »Forschungsruine« bezeichnet worden ist.



Nicht hinreichend gelungen ist auch der Anschluß an die eingangs beschriebenen neueren Forschungsansätze der Gesprochene-Sprache-Forschung. Dies liegt nur z. T. daran, daß die Textsorte der DSAv-Aufnahmen überwiegend ein sogenannter »initiiertes Erzählmonolog« ist, mit dessen Hilfe natürlich nicht jede Forschungsfrage behandelt werden kann, insbesondere nicht die auf den Dialog gerichteten Fragen der Gesprächsforschung.

Perspektive: Forschungsstelle für gesprochenes Deutsch

Was also kann das Deutsche Spracharchiv leisten – heute und in Zukunft? Es kann – mehr noch als bisher – als zentrale Dokumentations- und Servicestelle für gesprochenes Deutsch fungieren, auf der Basis des bisher Geleisteten und gerüstet für gezielt vorzunehmende Erweiterungen. So ist z. B. denkbar und von empirischen Sprachforschern im Lande oft gewünscht, daß einmal erhobene und für eine bestimmte Forschungsfrage ausgewertete Sprachkorpora zentral archiviert und dokumentiert werden, damit sie weiterer Forschung zugänglich gemacht werden können. Darüber hinaus besteht die Chance, die Arbeitsstelle DSAv des IDS bei entsprechender Ausstattung zu einer zentralen Forschungsstelle für gesprochenes Deutsch auszubauen.

Sprachwandel im gesprochenen Deutsch

Daß die Archivbestände reichen Ertrag versprechen, sei hier nur an einem Beispiel aufgezeigt: Phänomene des Sprachwandels sind bisher noch nicht systematisch anhand der gesprochenen Sprache untersucht worden. Da die jüngeren Sprecher der großen Aufnahmeaktion von 1955/60 heute zwischen 50 und 70 Jahre alt und z. T. noch erreichbar sind, ergibt sich die einzigartige Möglichkeit, Gesetzmäßigkeiten von Sprachwandel und Sprachformenwechsel umfassend zu erforschen. Denn nirgendwo anders gibt es eine so große Zahl von Gewährspersonen, die über ihre Sprachbiographie, über Dialektabbau und -verlust, über ihre Einstellungen zu verschiedenen Sprachformen und ihren Sprachgebrauch befragt werden können und für die eine Sprachaufnahme aus den 50er Jahren als Vergleichsgrundlage vorliegt. Und das gilt nicht nur für die Einheimischen, sondern auch für die Vertriebenen, deren (sprachliche) Integration heute u. U. beispielgebend wirken könnte, wenn sie genauer beschrieben worden wäre.

Forschungsaufgaben dieser Art stellen sich aktuell und z. T. sehr drängend. Das Deutsche Spracharchiv kann diese Chance nutzen und sich zu einer zentralen Forschungs- und Dokumentationsstelle für gesprochenes Deutsch entwickeln.

Der Autor ist seit 1990 Leiter des Deutschen Spracharchivs im Institut für deutsche Sprache.

Realironie

von Theo Stemmler

Schreibt oder sagt jemand das Gegenteil von dem, was er meint, so bedient er sich der Ironie. »Herrliches Wetter!« ruft wütend der von einem Wolkenbruch überraschte und bis auf die Haut durchnäßte Ironiker. »Herrliches Wetter!« ruft aber auch der vom Regen faszinierte Realironiker: Der meint es wirklich und bemerkt nicht die Ironie seines Ausrufs.

Ein überzeugendes Beispiel solcher Realironie lieferte vor einiger Zeit V. St. in einem vielgelesenen Blatt. Mit dem Pathos eines alttestamentlichen Propheten hebt diese moderne Jeremiade also an: »Schreit denn da immer noch keiner? Ruft denn da keiner Zeter und Mordio...? Erhebt keiner die Stimme gegen die Seuche, die die Pest...?« Den Leser beschleicht apokalyptische Angst vor einer weltweiten Pandemie, die auch ihn dahinraffen könnte. Seine Sorge ist unbegründet: Jeremias warnt lediglich vor der falschen Betonung einiger deutscher Wörter.

Die Metaphorik des Sprachwächters ist die eines Stabsarztes, der heldenhaft an der Front gegen den Sprachverfall kämpft. Die falsche Betonung wird zum »Krankheitserreger«, der »die Zungen« der Nachrichtensprecher »befiel«. »Das Übel hat sich« – pfui Teufel – »offenbar unbemerkt eingeschlichen« und dann – o Graus! – »verbreitet und festgesetzt«: Der falsche Ton als Streptokokke. Wieso eigentlich »falsch«?

Dr. med. Hiob Patheticus warnt vor »Mikrophon« und beklagt das für die Betonung auf der dritten Silbe verlorene »Grámmophon«. Er hätte hinzufügen können: Sáxophon, Víbraphon, Mégaphon – die Betonung auf der ersten Silbe ist nicht aufzuhalten. Dies ist weder gut noch schlecht, sondern den germanischen Sprachen von altersher eigen: Wörter (mit wenigen Ausnahmen) auf der ersten Silbe zu betonen.

Auf wunderbare Weise folgt das junge Wort »Grámmophon« uralten Akzentregeln: Die neue »Seuche« erweist sich als gesunde Tradition, die Katastrophenwarnung als Realironie.

Der Autor ist Professor für Anglistik an der Universität Mannheim.

WIE EIN ABGEORDNETER MIT SPRACHE INSZENIERT

Beobachtungen zum informellen Sprachhandeln eines MdB

von Werner Holly

Parlamentarische Sprachkultur – das ist für die meisten der Stil der fernsehgerechten Schaugefächte, der sogenannten ›Debatten‹ im Plenum des Parlaments, wo wenige ausgesuchte Stars für ihre Anhängerschaft im Publikum staatsmännische Überlegenheit oder oppositionellen Biß zeigen; das wirkt bestätigend oder empörend, jedenfalls mobilisierend. Manchmal denkt man sich noch die Sprache der Anträge, Entschlüsse und Gesetze dazu, so als ob das Wesentliche einer politischen Institution in dem zu fassen sei, was sich in Drucksachen und Protokollen niederschlägt. Für die herkömmliche Sprachwissenschaft mit ihrer weitgehenden Beschränkung auf Geschriebenes war hier zugleich das Material leicht zugänglich, das Beschreibungswerkzeug lieferten Rhetorik, Stilistik, strukturelle Syntax und Semantik.

Inzwischen sehen Organisationssoziologen und Parlamentarismusforscher längst auf die informellen Strukturen, sprechen vom ›Klima‹ von Institutionen, das in einem Standardrepertoire an Regeln, Wissensbeständen, Einstellungen und Fähigkeiten ihrer Mitglieder aufgehoben ist, nachdem es in einem Prozeß von ›Erwachsenensozialisation‹ erst einmal erworben wurde. Zugleich ist mit der pragmatischen Wende in der Linguistik ein neuer Forschungsbereich ›Sprache in Institutionen‹ entstanden, wo man auf der empirischen Grundlage von Tonband- oder sogar Videomitschnitten die sprachlichen Typen solcher Regeln und Muster mit Mitteln der Gesprächsforschung und pragmatischen Textanalyse beschreibt.

Doppelbödige Inszenierungen

Vor diesem Hintergrund entstand die Idee einer Einzelfalluntersuchung der informellen Sprachhandlungskompetenz eines ›durchschnittlichen‹ Bundestagsabgeordneten.* Während einer Sitzungswoche in Bonn und einer Arbeitswoche im Wahlkreis wurde umfangreiches Material aufgenommen und dann zu großen Teilen transkribiert. Auch wenn die durchweg qualitativen hermeneutischen Textanalysen auf jeden Anspruch auf Repräsentativität verzichten, so bringen sie doch

zum Vorschein, wie der Abgeordnete in seinen verschiedenen Funktionen immer wieder doppelbödige Inszenierungen braucht, um die zahlreichen Rollenkonflikte, die sich aufgrund seiner Rollenvielfalt notwendig ergeben, kommunikativ zu bewältigen. Detaillierte exemplarische Interpretationen illustrieren Edelmans These von der ›Zwieschlächtigkeit‹ alles Politischen und zeigen, wie auch im Kleinen gilt, was Luhmann für das Gesetzgebungsverfahren konstatiert, nämlich die ›Differenzierung von Herstellung und Darstellung‹.

Auffällig ist dabei der scharfe Kontrast von Aufgaben und Kommunikationsstil des Abgeordneten nach innen und außen. Die externen Funktionen (vor allem im Wahlkreis) verlangen einen ›Generalisten‹, der zu allem und jedem kompetent, beschwichtigend und motivierend sprechen können soll, wobei das klassische Bild des ›Transmissionsriemens (möglichst in beide Richtungen)‹ den Inszenierungsrahmen setzt. Die internen Funktionen erfordern den soliden ›Spezialisten‹, der aber in der Eigenprofilierung die Gruppensolidarität nicht gefährdet, darüber hinaus einen sensiblen kommunikativen Taktiker, der entsprechend seiner Position in der Fraktion und der Erwartungen seiner Parteibasis bei der Richtungsbestimmung und Orientierung keine Fehler macht. Alles in allem: ein ständiger Drahtseilakt, der nicht wenige überfordert. Ich greife zur Veranschaulichung der Probleme und Lösungsversuche drei Aspekte an Beispielen heraus.

Eigenwerbung statt Interessenrepräsentation: beim Bauernverband

Die Wirkungsfelder eines Durchschnittsabgeordneten im Bundestag sind eng umrissen, so daß sich Lobbyismus nur noch bei den führenden Politikern zu lohnen scheint; dennoch ist der Abgeordnete in seinem Wahlkreis ständig im Gespräch mit Interessenvertretern der verschiedensten Gruppen. Man kann fragen, wozu solche Gespräche geführt werden. Der Abgeordnete selbst weiß sehr genau, daß er von seinen Gesprächspartnern überschätzt wird, wenn sie sich nach einem ›Pyramidenmodell‹ von Interes-

senrepräsentation verhalten; er stützt diese Vorstellung aber sogar, wie folgende Passage aus einer Situation mit Vertretern des Bauernverbandes zeigt:

Bauernvertreter:

... sie als vertreter dieses raumes hier sollte auch diese argumente ... in ihre position mit nach Bonn mitnehmen als politiker ...

Abgeordneter:

deswege rede mer ja mit ihne

Tatsache ist, daß der Abgeordnete auf gesetzliche Maßnahmen im Bereich der Landwirtschaft so gut wie keinen Einfluß hat. Dennoch bildet das ›Pyramidenmodell‹ offensichtlich die Gesprächsgrundlage. Dabei verfolgt der Abgeordnete eine Gesprächsstrategie, die den andern bei seinen Erwartungen gewissermaßen ›abholt‹ und ihn allmählich in ein anderes Gesprächsmodell führt, das seiner Eigenwerbung dient. So entsteht ein zweischichtiges Verfahren.

Einerseits sprachhandeln beide Seiten nach Mustern, die der offizielle, aber eigentlich obsoletere Rahmen nahelegt: ›Interessen artikulieren‹ – ›Interessen erfragen/Probleme aufgreifen‹. In dieser Rolle tut der Abgeordnete einiges zur Ausfüllung des Rahmens: er demonstriert aktives Zuhören mit der gesamten Palette empathischen Verhaltens, wie es Gesprächspsychotherapeuten erlernen (Fremdparaphrasen mit Fragecharakter, Satzvervollständigungen, Wiederholungen, Bestätigungen); dazu ›interessierte Fragen‹ und explizite ›Aufforderungen‹, ›Probleme loszuwerden‹. Er zeigt Kompetenz und Engagement, indem er ›argumentiert‹, das Gespräch ›strukturiert‹ und ›Vorschläge‹ macht.

Daneben wird aber allmählich eine zweite Ebene aufgebaut, die vor allem der Eigenwerbung des Abgeordneten dient, indem (in diesem Fall) anstelle der erwarteten Interessen-Transmission persönliche Hilfe auf einem Nebenschauplatz ›angeboten‹ wird. Nachdem durch sensibles code-shifting vom Standard zu dialekthaltigeren Äußerungen und durch Empörung über Mißstände Solidarität signalisiert ist, steuert der Abgeordnete sehr gezielt ein konkretes Gesprächsergebnis an, das Bindung schafft; in einem

Nachgespräch reflektiert er diese Strategie:

daß man dann im verlauf des gesprächs erfüllen muß wo wo wo is der punkt ... daß man versucht an diesem punkt zu nem bestimmten konkreten ergebnis zu kommen ... wo man weiter – vorankommt oder wo man dann sagt irgendwann werd ich mich mit ihnen wegen dieser sache – noch mal – zusammen-setzen

Der Abgeordnete wird zwar nicht die globalen politischen Wünsche der Bauernvertreter weitergeben können, aber er wird sich möglicherweise irgendwo dafür einsetzen, daß – in diesem Fall – Ersatzdienstleistende in der Landwirtschaft einspringen können – und er wird so vielleicht Freunde in einer weiteren Wählergruppe finden.

Die Doppelbödigkeit des Gesprächs ist durchaus die gemeinsame Leistung beider Partner, die beide an der Inszenierung mitwirken, keine Täuschung oder Manipulation des einen gegen den andern, sondern mehrschichtiges Sprachhandeln, das für beide in Zwangslagen Alternativen schafft und Hintertüren offenläßt.

Zwischen Fraktionszwang und Gewissensentscheidung: die Kriegsdienstverweigerungsnovelle

Während der Abgeordnete im Wahlkreis, wo er – zumindest nach einem naiven Verständnis von Repräsentation – rezeptiv sein soll, überwiegend als ›Kommunikator‹ auftritt, ist er im Parlament, wo er die Interessen dann vertreten soll, in erster Linie ›Rezeptor‹. Spektakulär war der erhebliche kommunikative Aufwand, mit dem eine konfliktbeladene Abstimmungsentscheidung vorbereitet, herbeigeführt, begleitet, abgesichert und nachverarbeitet wurde. Hier wurde der klassische Konflikt von Fraktionsdisziplin und Gewissensentscheidung konkret, und zwar am Beispiel einer Novelle zum Kriegsdienstverweigerungsgesetz, eine Sache, in der der Abgeordnete persönlich engagiert war.

Sein sprachliches Handeln in dieser Sache ist geprägt durch eine Reihe von Gesprächen, in denen – außer Sachdiskussionen – ›Sondierungen‹ und ›taktische Spekulationen‹ einerseits, ›Absprachen‹ und ›Rechtfertigungen‹ andererseits das Bild bestimmen. Um seine Position in der für ihn kritischen Lage zu bestimmen, muß er vor allem klären, was bei einer Abweichung von der Fraktionslinie auf ihn zukommt, und er braucht Rückhalt für seine Entscheidung. Er sucht dazu Kontakt in drei verschiedene Richtungen: zur Fraktionsspitze, zum Parteigeschäftsführer in seinem Wahlkreis

und zu gleichgesinnten Kollegen. Typisch für ›Sondierungen‹ und ›Spekulationen‹ sind Äußerungen wie die folgenden:

hör mal konntest du den mann nicht davon abhalten diesen schwachsinn jetzt in die fraktion wieder reinzutragen ... wofür bist du eigentlich da da drüben ... gib mir doch mal ne strategische einschätzung [zum Referenten des Fraktionsgeschäftsführers]

ich weiß nich mensch die wollen des aufn knall ankommen lassen warum denn eigentlich ich kapier des nich warum [Selbstgespräch]

jetzt aber vom gewissen des einzelnen her gesehn was is besser [zum Kreisgeschäftsführer]

Über das vermutlich entscheidende Gespräch mit drei Abgeordneten-Kollegen, das heimlich (also unter Ausschluß des Beobachters und ohne Tonbandaufzeichnung) stattfand, berichtet der Abgeordnete nachträglich mit meist positiven Prädikaten:

da ham wer – sehr intensiv – die frage diskutiert kriegsdienstverweigerer wie soll man das machen s war ne sehr sehr bewegende – diskussion ... auch noch vertieft zuzätzlich ... es ist zwar kein – ergebnis rausgekommen oder keine änderung der überzeugungen aber ... doch immerhin ne klärung

Während vorher Modalitätswechsel zwischen ›Scherz‹ und ›Ernst‹ benutzt wurden, ist es jetzt ein semantischer Rahmen von ›Feierlichkeit‹, der verantwortungsvolles Handeln signalisiert. So wird das Konfliktpotential kommunikativ entschärft und durch diplomatische Kompromiß-Redensarten reduziert.

Gleichzeitig sorgt der Abgeordnete durch ›Absprachen‹ und ›Rechtfertigungen‹ nach verschiedenen Seiten dafür, daß er nicht als unkooperativ oder wichtigtuerisch in die Isolation gerät. Interessant ist, daß das dramatisierende und unrealistische Schreckbild des Kanzlersturzes wenn schon nicht zur Einschwörung auf die Fraktionslinie, so doch zur Rechtfertigung dafür herhalten muß, daß man nicht mit ›Nein‹ stimmt. So findet der Abgeordnete schließlich zu einem Kompromiß, den er der Fraktionsführung schriftlich mitteilt: er geht vor der Abstimmung aus dem Saal.

Kompromißsprache als Lösungsstrategie in Rollenkonflikten

Parlamentarismusforscher und Abgeordnete selbst weisen häufig auf die Vielfalt und Heterogenität der Rollenerwartungen hin, denen sich diese ausgesetzt sehen. Die daraus resultierenden Konflikte schlagen sich im

sprachlichen Handeln in einer Fülle von Ausgewogenheits- und Relativierungsfiguren nieder, auch in der Verwendung vager Ausdrücke und sogenannter ›Plastikwörter‹ (Pörksen) wie *Struktur, Funktion, Problem, Relevanz, System* usw. Polarisierende Handlungsmuster dienen nicht nur der Reduzierung komplexer politischer Sachverhalte auf entscheidbare Alternativen, sondern auch der beschwichtigenden Gruppensolidarisierung durch Offenlegung widerspruchsvoller politischer Aspekte.

Im Tonbandmaterial finden sich zahlreiche Belege für Muster dieser Kompromißsprache, z. B.:

- widersprüchliches ›Argumentieren‹, das aber aufgrund der komplizierten Sachlage undurchsichtig ist und dadurch immunisiert wird
- stillschweigende Wechsel in der Widerlegungstaktik zur Imageschönung
- die Ikonisierung von Perspektivwechseln in Rollenkonflikten durch mehrfache adversative, restriktive und konzessive Relationierung von Aussagen
- die scheinbare Offenlegung eines Rollenkonflikts, womit die Mobilisierung für Parteiinteressen argumentativ überhöht wird.

Heraus kommt also der liberale vielgestaltige Stil des ›sowohl – als auch‹, ›einerseits – andererseits‹, ›zwar – aber‹. Damit können unterschiedliche Positionen rein äußerlich integriert werden, auch wenn sie inhaltlich nicht miteinander vereinbar sind. Solche Manöver schaffen nicht ›Konsens‹, der auf übereinstimmenden Ansichten beruht, tragen aber zur ›Verständigung‹ bei, indem sie Positionen ›formal versöhnen‹. Auf der Strecke bleibt dabei der offensichtlich uneinlösbare Anspruch öffentlicher Kommunikation, in sachlichen Auseinandersetzungen rationale Übereinstimmung zu erzielen. Dennoch muß aus Gründen der moralischen Legitimation am Mythos von Konsens und Rationalität festgehalten werden.

Wenn in den Äußerungen des Abgeordneten immer wieder Beispiele für solche Inszenierungen aufgezeigt werden können, dann sollte daraus keine platte Politikerschelte folgen. Was an Widersprüchlichkeiten und Doppelbödigkeiten, aber auch an Gesprächsführungsgeschick, Argumentationstechnik und Werbungsroutine sichtbar wird, ist Ausdruck der komplexen Anforderungen, die ein modernes parlamentarisches System an ›Volksvertreter‹ stellt. Der Nachweis doppelbödiger, aber nicht völlig verdeckter Handlungsstrukturen zeigt, daß politische Öffentlichkeit (jedenfalls außerhalb der Medien) in unserer Gesellschaftsform weniger als einseitige Machtausübung

›von oben nach unten‹ funktioniert als vielmehr durch ritualisiertes ›Mitspiel‹-Verhalten der Bürger als Wähler und Basis-Parteimitglieder. Es ist fraglich, ob die Übertragung der Kategorie ›Glaubwürdigkeit‹ aus dem privaten Bereich auf die Politik, an der die Politiker allerdings selbst – aus durchsichtigen Gründen – kräftig mitwirken, wirklich angemessen ist. An die Stelle von moralischen Verdikten sollte möglichst tiefgreifendes Verstehen ihrer und unserer (sprachlichen) Handlungen treten.

Anmerkung

* Siehe dazu ausführlich Werner Holly: *Politikersprache. Inszenierungen und Rollenkonflikte im informellen Sprachhandeln eines Bundestagsabgeordneten*. Berlin, New York: de Gruyter 1990.

Der Autor ist Privatdozent für Germanistische Linguistik an der Universität Trier.

Besserwessi

Wort des Jahres 1991

Wenn ein Jahr zu Ende geht, zeigen Journale und Verbände die Neigung, die Fülle der Ereignisse auf einen Punkt zu bringen. Sie wählen die Frau, den Mann, die Erfindung des Jahres. Der Aufwand solcher Veranstaltungen ist bemerkenswert. Geradezu bescheiden fällt dagegen die Präsentation dessen aus, was die öffentliche Rede und damit in gewisser Weise die ganze Vielfalt des gesellschaftlichen Lebens der Nation auf einen Begriff zu bringen sucht: In einer schon zur Tradition gewordenen Glosse in *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht*, einer sprach- und literaturwissenschaftlichen Zeitschrift, stellt in diesem Jahr Hans Jürgen Heringer, Professor für deutsche Philologie und Duden-Preis-Träger 1990, das Wort des Jahres vor: **Besserwessi**.

»In diesem Wort kondensieren sich Stimmungen der neuen Bundesländer und aktuelle innenpolitische Spannungen, ein dicker Tropfen Sprachkonzentrat. Besserwessi ist aufgeladen und kritisch; kreiert aus ostdeutscher Sicht, bezeichnet es den Westdeutschen, wie man ihn nach der Vereinigung, sprich Beitritt, kennengelernt hat. Das Wort scheint vor allem auf zwei Arten genützt: Da sind einmal jene, die in die Neuländer mit den Altlasten kommen, um aufzuräumen und das Gemeinschaftswerk Aufschwung Ost anzuschieben. Unter ihnen die Beamtenhelfer, die schnell als Oberlehrer wahrgenommen werden, und abgehalfterte Westpolitiker, die drüben qualifiziert, was sie hier disqualifiziert. Sie haben eine wahrhaft tragische Rolle, sie müssen besser wissen und dies auch ständig kundtun. Sie provozieren den Schluß: ›Die Wessis sind die Häuptlinge, die Osis die Indianer‹. Und da sind die andern, Zwielfichtige, die aus wirtschaftlichen Motiven kommen. Sie wollen etwas erwerben oder verkaufen, eröffnen einen neuen Baumarkt oder gründen eine Kanzlei. Beide Arten – Besserwisser und Besserverdienende – kommen aus einer besseren Welt, können und wissen alles besser und sind sich auch dessen bewußt, wie Ostdeutsche denken.«*

Wer sich herausnimmt, das Wort des Jahres zu bestimmen, zieht sich die Frage zu, wie er dazu kommt. Doch diese Frage allzu ernst zu nehmen, hieße den Witz dieser Kür verkennen: Es werden hier keine Verbindlichkeiten geschaffen. Mit der Wahl ist kein Anspruch auf intersubjektive Geltung verbunden. Wer sich über den definitiven Charakter der Phrase *das Wort des*

Jahres erregt, zeigt vor allem seine eigene Kleinmütigkeit.

Heringer präsentiert ein Wort, das, wie er sagt, »ein Kondensat des Zeitgeistes« sein sollte, »ein Fokus der Sprachlage der Nation« und ein »Reizwort«. Daß er seine Wahl nicht objektiv und mit linguistischen Methoden rechtfertigen kann, ist ihm bewußt: »Das soziale Konstrukt kriegen wir objektiv nicht zu fassen. Die Kür setzt Kennerschaft voraus. Entscheidend ist der einzelne, der den Ausdruck und den Sachverhalt versteht, wenn auch sein Blick eingengt ist.«*

Der einzelne, der sich zu Wort meldet, mag auf den ersten Blick anmaßend erscheinen. Beim zweiten Hinsehen zeigt sich, daß keinerlei Anmaßung damit verbunden sein kann: Trefend wird das Urteil des einzelnen eben dadurch, daß es artikuliert, wie man urteilt, also jedermanns oder doch vieler Leute Urteil sein könnte. Wenn es diese Allgemeinheit verfehlt, bleibt es eine Meinungsäußerung, die wenig Beachtung finden wird. Ob und inwieweit es Heringer gelungen ist, mit *Besserwessi* die »Sprachlage der Nation« zu treffen, können wir – die Redaktion des *SPRACHREPORT* – soweit verbindlich bestimmen wie er selbst, doch scheint er uns nicht weit daneben zu liegen.

* H. J. Heringer, *Wörter des Jahres*, erscheint demnächst in »Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht«.

Bruno Strecker

Postscriptum:

Nach Redaktionsschluß erreichte uns die Meldung, daß in diesem Jahr ein und dasselbe Wort gleich zweimal gekürt wurde. Auch die Wiesbadener Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS) stellt den **Besserwessi** an die Spitze.

Solche Einigkeit hat es bislang nicht gegeben. Stets konkurrierte das von der GfdS ausgewählte Wort mit dem (bis zum Jahr 1990) von dem Paderborner Anglisten Broder Carstensen ausgezeichneten.

Tagungshinweis

20.–23. Mai 1992

Nordische Konferenz zur Videodidaktik. Internationales Fortbildungszentrum Teleskolan, Gröndalsvägen 19, Kalmar/Schweden. Informationen: Wolfgang Krause, Polhemsgatan 1, S-39239 Kalmar oder Sabine Ylönen, Zentrales Spracheninstitut Jyväskylä, PL 35, SF-40351 Jyväskylä.

Kurz notiert

Konrad-Duden-Preis

Den Konrad-Duden-Preis der Stadt Mannheim erhält Frau Prof. Dr. Els Oksaar, Hamburg. Die Überreichung des Preises findet am 25. März 1992 in einem Festakt während der Jahrestagung des Instituts für deutsche Sprache statt.

Die Preisträgerin hat sich insbesondere mit Fragen der Mehrsprachigkeit und den Bedingungen interkulturellen Spracherwerbs beschäftigt. Frau Oksaar lehrt am Seminar für allgemeine und vergleichende Sprachwissenschaft der Universität Hamburg.

Hugo-Moser-Förderpreis

Der Förderpreis für Germanistische Sprachwissenschaft der Hugo-Moser-Stiftung wurde Dr. Helmut Ebert zuerkannt für ein Forschungsvorhaben zu »Texttypen im Wirtschaftsunternehmen der Neuzeit«. Der Preis wird im Rahmen der Eröffnung der Jahrestagung des Instituts für deutsche Sprache am 24. März 1992 überreicht.

Germanistenverband

Neuer Vorsitzender des Deutschen Germanistenverbandes ist seit Oktober 1991 Prof. Dr. Ludwig Jäger. Damit übernimmt turnusmäßig wieder ein Vertreter der Germanistischen Linguistik den Vorsitz. Jäger ist Professor für Deutsche Philologie an der RWTH Aachen.

Wachsender Argumentationsbedarf

Josef Kopperschmidt: Methodik der Argumentationsanalyse. Stuttgart – Bad Cannstatt: frommann-holzboog 1989, 242 S., 64,- DM

Aus einer an Habermas orientierten Perspektive zieht Kopperschmidt – unter dem Gesichtspunkt der Argumentationsanalyse – die Summe der argumentationswissenschaftlichen Entwicklung eines Vierteljahrhunderts: von 1958 (Toulmin, Perelman/Olbrechts-Tyteca) bis ca. 1983. Obwohl neuere argumentationstheoretische Untersuchungen nicht verarbeitet sind und nur als Literaturangaben erscheinen und obwohl der von Kopperschmidt genannte Anlaß für das »latent defensive« Buch (S. 12) – die angebliche »Vernunftmüdigkeit«, markiert durch Capras (und Bonner) »Wendezeit« 1982 – in einer schon vergangenen Epoche liegt, ist der Band lesenswert.

Das gilt zunächst unter motivationalem Aspekt: Auch dann, wenn man die von Kopperschmidt nahegelegte Identifizierung von »Vernunft« – Orientierung und intellektueller Linken nicht teilt, ist »wachsender Argumentationsbedarf in modernen Gesellschaften« (S. 11) unverkennbar: Daß (u. a.) dieser Bedarf nicht befriedigt werden konnte, hat just in dem Jahr, als Kopperschmidts Buch erschien, die meisten kommunistischen Regime die Macht gekostet. Andererseits droht vor allem in den »frei« gewordenen Ländern ein neuer Irrationalismus mit Gewalt als – teilweise real gewordener – Konsequenz. Das macht Beiträge zur Entwicklung von Argumentationskultur notwendig, in denen die pragmatische Dimension nicht ausgespart bleibt, z. B. die Verständigungsprobleme bei unterschiedlichen »kategorialen« Sichtweisen der Argumentierenden auf ihren Gegenstand. Kopperschmidts Arbeit enthält dazu interessante Analysen. Die theoretische Reflexion dieses Grundproblems bleibt in einem wichtigen Punkt allerdings ebenso unbefriedigend wie bei Habermas: Der konsens-theoretische Ansatz stellt dem »vernünftigen Konsens« als Ziel von Argumentation unter Idealbedingungen lediglich den »faktischen Konsens« als mögliches Argumentationsergebnis unter nicht-idealen Bedingungen gegenüber. Er umgeht auf der Theorieebene den für moderne Gesellschaften konstitutiven Fall, daß Argumentation – auch bei nahezu »idealer Sprechsituation«, d. h. bei Minimierung »verzerrter« Kommunikationsbedingungen – nicht konsensuell, sondern

durchaus auch im Dissens enden kann. Wie steht es mit der »Vernünftigkeit« dieses Falles? Kopperschmidts eigener kritischer Umgang mit Beispielen vor allem »konservativen« Argumentierens läßt reichlich solche Dissenspotentiale erkennen, die auch dann übrigbleiben, wenn man die aufgedeckten »Verzerrungen« in Abzug bringt.

Das Hauptverdienst des Buches scheint mir darin zu liegen, daß es deutlich macht, welche sachlogischen Zusammenhänge zwischen argumentationstheoretischen Beiträgen aus sehr unterschiedlichen Disziplinen und Traditionen (Gesellschaftstheorie, Linguistik, Philosophie, Rhetorik, Soziologie, Wissenschaftstheorie) bestehen und wie sie auf verschiedenen Stufen der Analyse einzubringen sind. Es geht dabei um schrittweise »Rekonstruktion« in argumentationskritischer Absicht.

Für die Rekonstruktion der »situativen Problemlagen« und der »argumentativen Problembewältigung« werden primär Habermas'sche Kategorien verwendet: vor allem die Unterscheidung von unreflektiertem »kommunikativem Handeln« und argumentationsbestimmtem, reflexivem »Diskurs«, die Theorie der »fundamentalen Geltungsansprüche« auf »Wahrheit«, »Richtigkeit«, »Wahrhaftigkeit« und »Angemessenheit (eines Wertstandards)« und als »kritischer Maßstab« für die »Vernünftigkeit« eines argumentativ erzielten Konsens schließlich das »Konstrukt« der »idealen Sprechsituation«.

Für die Rekonstruktion komplexer argumentativer Strukturen (»makrostrukturelle A.-analyse«) wägt Kopperschmidt mehrere Vorschläge ab und entscheidet sich mit guten Gründen für ein netzartiges graphisches Repräsentationsformat, das im wesentlichen von Grewendorf (1980) inspiriert ist.

Auf der »mikrostrukturellen« Ebene der Analyse des einzelnen Arguments orientiert Kopperschmidt sich unter »funktionalem« Aspekt an Toulmins Argumentationsmodell. Es dient dazu, die Konstituenten zu explizieren, die – unabhängig vom Themen- oder Lebensbereich, in dem argumentiert wird – zu einem (entfalteten) Argument gehören. In dem vielleicht stärksten Kapitel des Buches (»Materiale A.-analyse«) wird verdeutlicht, wie bereichsspezifische Argumentations-Standards und Relevanzen analytisch eingeholt werden können. Etwas unverbunden steht daneben ein Kapitel zur Topik. Die topische Analyse wird mißverständlicherweise als »formale Analyse« bezeichnet, obgleich die meisten Topoi – auch die von Kopperschmidt exemplarisch untersuchten – durch semantische Relationen bestimmt sind.

Zu kurz kommen leider Fragen der Textsortenspezifität, des sprechakttheoretischen Status sowie der syntaktischen und lexikalischen Formen von Argumentation.

Josef Klein, Aachen

Vereine

Berlin

Ein »Verein zur Förderung sprachwissenschaftlicher Studien« ist in Berlin gegründet worden. Er hat sich u. a. die »Anregung und Vermittlung von Forschungsaufgaben und die Unterstützung bei der Beschaffung berufsbezogener Arbeit« zum Ziel gesetzt. Der Verein will Initiativen ergreifen, um sprachwissenschaftliche Erkenntnisse, besonders zu Fragen der Sprachkultur, in der Öffentlichkeit zu vermitteln. Nicht zuletzt ist dabei auch an eine Art Informationsstelle gedacht, die spezifisches Know-how von Linguisten erfaßt und ggf. für Forschungs-, Weiterbildungs- und Beratungsaufgaben vermittelt. Vorsitzende des Vereins ist Dr. Erika Ising.

Oldenburg

Ähnliche Zielsetzungen verfolgt das in Trägerschaft des »Vereins zur Förderung der Sprachwissenschaft in Forschung und Ausbildung« Osnabrück gegründete SPRACHBÜRO in Oldenburg. Es bietet in erster Linie individuell zugeschnittene Seminare für unterschiedliche Zielgruppen an. Kontakt: Gotenstraße 26, W-2900 Oldenburg; Tel. 0441/81742.

Aachen

Sprachwissenschaftliche Dienstleistungen im Bereich Schulung und Weiterbildung, Beratung, Textbearbeitung usw. bietet seit längerem bereits das Forschungszentrum für Kommunikation und Schriftkultur am Germanistischen Institut der RWTH Aachen an. (FOKS, Eilfschornsteinstraße 15, W-5100 Aachen; Tel. 0241/806074)

Impressum

Herausgeber: Institut für deutsche Sprache, Postfach 101621, 6800 Mannheim.
Redaktion: Bernd Ulrich Biere (Leitung), Dieter Herberg, Bruno Strecker, Eva Teubert
Druck: Druckhaus Beltz, Hemsbach/Bergstraße – ISSN 0178-664 X
Auflage: 2500
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Jahresabonnement: DM 16,-; Einzelheft: DM 5,-. Bezugsadresse: Institut für deutsche Sprache, Friedrich-Karl-Straße 12, Postfach 101621, 6800 Mannheim 1

Metaphorisierte Sprache

Zu einigen Bildfeldern in Jacob Grimms »Vorreden«

Wohl als Reaktion auf eine Epoche, in der das Ornamentale weithin das gesellschaftliche Leben bestimmte, betrachtet noch Adelung »das Bildliche [...] in dem prosaischen Style« als bloßen Schmuck,¹ und seinen Arbeiten ist deutlich das Bestreben anzumerken, auf Metaphern weitestgehend zu verzichten. Im Gegensatz zum heute vorherrschenden Verständnis scheint Adelung damit gerade die zentrale Eigenschaft der Metapher entgangen zu sein, neue Sehweisen von Gegenständen allererst zu eröffnen.² Das ist schon bei Humboldt anders, der die für die ganze Sprachwissenschaft der Romantik bestimmenden und damit paradigmakonstitutiven Metaphern von »Organ« und »Organismus« einführt.³ Sogar bis weit ins 20. Jahrhundert wirkt die Metaphorisierung der Sprache als »Ergon« und »Energeia« – man denke nur an Weisgerber und die Sprachinhaltforschung.

Wenn man sich dann die Schriften Jacob Grimms genauer ansieht, so sticht sofort die extrem metaphorische Ausdrucksweise ins Auge. In den »Vorreden« zur *Deutschen Grammatik* (= DG) bzw. zur *Geschichte der deutschen Sprache* (= GS) verwendet er im Schnitt ca. 50 Metaphern pro Druckseite – das ist selbst dann viel, wenn man berücksichtigt, daß sogenannte »verblaßte«, d. h. konventionalisierte Metaphern davon mehr als die Hälfte ausmachen. Fünf z. T. ineinander verworbene »Bildfelder« sind dabei besonders hervorzuheben:

- die »botanische«,
- die »Ackerbau-«,
- die »Familien-«,
- die »Oben/Unten-«,
- und die »Krankheits- bzw. »Kraftmetaphorik«.

lust zur botanik

In seiner »Selbstbiographie«⁴ begründet Jacob Grimm seine Entscheidung für das Jurastudium mit dem Vorbild des Vaters und fügt hinzu: »in viel späteren jahren hätte mich zu keiner andern wissenschaft lust angewandelt, als etwa zur botanik« (S. 8). Diese Lust ist in allen seinen Schriften deutlich zu spüren. So schreibt er im Zusammenhang mit seiner Entlassung durch den König von Hannover über seine Göttinger Professoren-Kollegen:

Unter den professoren taten sich bald verschiedenartige gruppen hervor, die charaktere, wie mein bruder treffend bemerkte, fingen an sich zu entblättern gleich den bäumen des herbstes bei einem nachtfrost; da sah man viele in nackten reichern, des laubes beraubt, womit sie sich in dem umgang des gewöhnlichen lebens verhüllten.⁵

Dieser Passage liegt die Metaphorisierung des Charakters als BAUM zugrunde, die dann allegorisch fortgesponnen wird. In ähnlich allegorischer Weise wird in der Vorrede zu den *Kinder- und Hausmärchen* der Märchenschatz [sic!] eines Volkes als eine vom Sturm zu Boden geschlagene SAAT metaphorisiert, die in der Nähe niedriger Hecken oder Sträucher teilweise überlebt und von »armen Händen« (Synekdoche) gesucht, sorgfältig gebunden und heimgetragen wird. Altphilologie, so zeigt sich hier wie an vielen anderen Stellen bei (den) Grimm(s), ist das Einbringen einer ERNTE. Märchen, Sagen, Rechtsaltertümer, dann aber auch Wörter, überlieferte Texte, ja die Sprache(n) als ganze stellen für Grimm gleichsam NUTZPFLANZEN dar. Aber im Gegensatz zum eher als GETREIDE metaphorisierten Märchenschatz wird die Sprache – gleich wie der Charakter – als OBSTBAUM ver(sinn)bildlicht. Wie für Wilhelm von Humboldt, Franz Bopp, August Schleicher und Friedrich Schlegel – um nur einige zu nennen – ist die Sprache daher auch für Jacob Grimm ein sich eigenständig, nach eigenen Gesetzmäßigkeiten entwickelnder ORGANISMUS⁶, nur konkretisiert Grimm diese Metapher, indem er zugleich deutlich macht, an welche Art von Organismus hier zu denken ist: an eine PFLANZE, nämlich einen BAUM in der Gestalt eines (potentiell fruchttetragenden) OBSTBAUMS. Sprache erscheint zunächst als eine »herrliche Anstalt der Natur«, ein »unvermerktes, unbewußtes Geheimnis, welches sich in der Jugend einpflanzt« (1. Vorrede DG, 1).⁷ Ihr ist ein »tief angelegtes, nach dem natürlichen Gesetze weiser Sparsamkeit aufstrebendes Wachstum« eigen (ebd., 2), und sie soll

»lebendig wachsen« (ebd., 7). Die deutsche Sprache hat verschiedene »Wurzeln« und einen »Stamm« (ebd., 11 u. ö.); auf der anderen Seite spricht Grimm auch von verschiedenen deutschen »Sprachstämmen« (ebd., 16). Der Stamm der Sprache weist aber auch »Verzweigungen« auf (2. Vorrede DG, 31 und 40). Es ist ein »großer Stamm« mit »einzelnen zweigen«, eine »sprachverastung«, wie Jacob in der Vorrede GS sagt (ebd., XII). Zwar ist dem Text nicht mit Sicherheit zu entnehmen, ob sich der Satz auf die am Knospen gehinderte Sprache oder auf die um ihre Sprachfrüchte gebrachten Schulkinder bezieht, fest steht jedoch für Grimm, daß die gängigen restriktiven »Sprachlehren selbst Täuschung und Irrthum« sind und daher »die von selbst treibenden Knospen abstoßen« und keine »Frucht« bringen (1. Vorrede DG, 2).

Im Verlaufe ihrer Geschichte REIFT die Sprache »zum Mannesalter« HERAN (ebd., 6), »im zwölften, dreizehnten und achtzehnten Jahrhundert« BLÜHT sie AUF (Hauptsätze [= HS], 20). Daß sie »blüthen neuer poesie getrieben hat«, ist Luther zu verdanken (2. Vorrede DG, 37); im dreizehnten Jahrhundert hingegen »blühte« der Meistergesang »in den künstlichsten und leichtesten Reimen« (HS, 28). Im »achten, neunten und zehnten jahrhundert blühen in Deutschland mehr edle dialecte, als vier, fünf jahrhunderte später« (2. Vorrede DG, 37). Aber auch der »armen unaufgeblühten sprache« nimmt sich die vergleichende Sprachkunde an (3. Vorrede DG, XIII). Die Sprache soll »gedeihen«, »nicht verkümmern« (ebd., 38). Ihr wird FRUCHTBARKEIT attestiert (An Savigny, 3).

Kräuter und Unkräuter

Zwar fällt in den »Vorreden« auch mehrmals das Stichwort *Organismus* bzw. *organisch* (1. Vorrede DG, 16; HS, 24 und 27), doch entpuppt sich der Organismus der Sprache bei genauerem Hinsehen letztlich als OBSTBAUM. Damit stimmen aber einige Bilder aus der 3. Vorrede DG nicht ganz zusammen: Von der bzw. »dem« Syntax heißt es, daß ihr (bzw. sein) »Zartes gewebe die blüthen und früchte des bodens erkennen« lasse und daß aus ihr »die seele der sprache vornehmlich hervorbricht« (XII); statt von »Verzweigungen« ist nunmehr – mit signifikanter Bedeutungsverschiebung – von »ablegern« des »sprachstamms« die Rede, die ihre »wurzeln« »einschlagen« und »forttreiben« (ebd., S. XIV f.). Doch auch die Wörter haben »Wurzeln« (1. Vorrede DG, 7 u. ö.), die sich »entwickeln« oder auch verloren gehen können. Sind die Wörter die WURZELN, dann stellt sich die Sprache als ein GARTEN dar:

Sodann muß mit Dank und Vertrauen anerkannt werden, wie die edle Natur unserer Sprache seit funfzig Jahren so manches Unkraut ganz von selbst ausgejätet hat und dies allein ist der rechte Weg auf dem es geschehen soll; ihr sind alle Gewächse und Wurzeln in ihrem Garten aus der langen Pflege her bekannt und lieb, eine fremde Hand, die sich darein mischen wollte wu^rde plump mehr gute Kra^uter zerdrü^cken und mitreißen, als scha^dliche ausrotten oder wu^rde mit stiefmu^tterlicher Vorliebe gewisse Pflanzen hervorziehen und andere versa^umen.

Also: Die Sprache ist ein GARTEN, in dem es WURZELN und GEWÄCHSE gibt, aber auch UNKRÄUTER; die Natur der Sprache (selber eine »analoge« Metapher⁸) ist der GÄRTNER, der die Gewächse und Wurzeln hegt und PFLEGT und Unkraut AUSJÄTET; wer sich da einzumischen suchte, würde mehr gute KRÄUTER zerdrücken als schädliche AUSROTTE oder falsche, STIEFMÜTTERLICHE Vorlieben entwickeln. Wenn die Natur der Sprache so wohlgerichtet ist, dann muß jedoch auch gefragt werden, wieso »Unkräuter« im Garten der Sprache überhaupt entstehen können und wer beurteilen kann und darf, daß es sich um solche handelt.

Aber nicht nur die Sprache als ganze ist ein GARTEN, sondern auch das *DEUTSCHE WÖRTERBUCH*, denn Jacob Grimm beginnt seine Abrechnung mit den Kritikern Wurm und Sanders mit der bekannten polemischen Formulierung:

Zwei spinnen sind auf die kräuter dieses wortgartens gekrochen und haben ihr gift ausgelassen. (Vorrede zum *Deutschen Wörterbuch*, LXVII)

Der Garten der Sprache läßt sich also offenbar – wie es der »Natur« des Gartens entspricht – auf der Grundlage des auf natürliche Weise Vorhandenen auch künstlich anlegen, während es in dem ersten Zitat paradoxerweise gerade die »Natur« war, die ein Zivilisationsprodukt, nämlich den Garten der Sprache, anlegte und pflegte; der eigentlich intendierte Gegensatz »natürlich« – »künstlich« hebt sich so im Rahmen der Natur/Garten-Metaphorik partiell wieder auf. Schließlich wird auch die Geschichte als ganze als GARTEN metaphorisiert, denn, wie die Vorrede GS zeigt, haben die Historiker ebenfalls ihren »garten«, zu dessen »ausstattung« nicht zuletzt der »*quell unserer sprache*« gehört (vgl. ebd., VII).

Ackerbau

Auch die Grammatik, d. h. seine *Deutsche Grammatik*, wird von Jacob Grimm als PFLANZE, genauer: als KRAUT metaphorisiert, während er selbst sich in diesem Zusammenhang eher als BAUERN zu sehen scheint; zu Beginn der 2. Vorrede DG schreibt er:

Es hat kein langes besinnen gekostet, den ersten aufschuß meiner grammatik mit stumpf und stiel, wie man sagt, niederzumähen; ein zweites kraut, dichter und feiner, ist schnell nachgewachsen, blühen und reifende früchte läßt es vielleicht hoffen.⁹

Zwar sagt Jacob kurz darauf, er habe das »werk« »*mühsam gepflegt*«, aber ein Nachteil der Metaphorisierung der Grammatik als KRAUT besteht sicher darin, daß sich in diesem Bild der Grammatiker selbst als Autor ausblendet, indem er implizit auf die Natur als Ursache des »*nachwachsens*« rekurriert. Neben der Urheberschaft des Autors läßt diese Metapher auch dessen Intentionalität im »*toten Winkel*«¹⁰. Dennoch beschreibt Grimm die Sprachwissenschaft auch als »*ein greifen nach der neuen frucht*« (Vorrede GS, VIII).

In der dritten Vorrede DG sieht sich Jacob Grimm dann ausdrücklich selbst als BAUERN, der das FELD der deutschen Grammatik bestellt:

Nach achtzehn jahren brache (so verrauscht meine zeit) pflüge ich das weite feld der deutschen laute und flexionen von frischem, und wol zum letztenmal. Anders sind die schollen umgerissen, anders die furchen gekehrt; wo der ertrag auch doppelt gibt, könnte er sich noch verzehnfachen. Während die einförmige und doch wechselnde, mehr angreifende als abmattende arbeit langsam über vierzehn hügel hinzog, deren keiner vorbeigegangen werde durfte, ließ sich schon bald gewahren, daß meine schar bald tiefer in den boden drang, bald von gestein und ranken gehemmt wurde.

Aus dem GARTEN ist also ein sich über die »*vierzehn hügel*« des Got., Ahd., Mhd., Nhd., Alts., Mnd., Mnl., Ags., Engl., Fries., Alt-, Schwed. und Dän. erstreckender Acker geworden, aus dem GÄRTNER ein BAUER, der eine riesige Arbeit zu verrichten hat und sich (einfacher) technischer Hilfsmittel bedient. – Eine Teilkapitulation vor der Menge des historischen Stoffs, Einsicht in die Quasi-Unendlichkeit und Unerfüllbarkeit der gestellten Aufgabe? Die Tätigkeit des Grammatikers erweist sich nun weniger als HEGE und PFLEGE, sondern als der Versuch, unter der Oberfläche verborgene Schichten AUFZUDECKEN, d. h. nach oben zu PFLÜGEN und dabei durch gerade FURCHEN Ordnung in das FELD historischer Grammatik bringen, und zwar eine andere Ordnung als beim ersten »*Pflügen*« der ersten Auflage. Resultat der Tätigkeit des Grammatikers sind nicht mehr die »*Früchte*« des Gartens, sondern die UMGERISSENE FURCHE selbst, die bislang Verdecktes zutage fördert. Andererseits werden aber auch in der dritten Auflage »*wurzeln*« »*aus der erde gezogen*« (XIII), während es in der zweiten noch hieß, ein »*fortgesetztes Studium der historischen Grammatik*« werde »*viel bessere Früchte hervorbringen, als sie bei dem ersten Versuch, der überall auf Schwierigkeiten stieß, reifen konnten*« (15). Die »*Schwierigkeiten*« der 1. Auflage sind das den Pflug hemmende »*gestein*« und die »*ranken*« der dritten. Aber während der Grimm der 1. Auflage noch auf reife Früchte hofft, gibt sich der späte Grimm der 3. Auflage mit dem zutage fördernden Pflügen selbst zufrieden. In der Vorrede GS bekennt er jedoch auch: »*von der groszen heerstrasse liebe ich es durch enge kornfelder zu wandeln und ein verkrochenes wiesenblümchen zu brechen, nach dem andere sich nicht niederbücken würden*«. Die Früchte des Gartens anbauen und ernten, die umrissene Furche, das Brechen wilder Wiesenblümchen – ein für die technische Metaphern bevorzugende Gegenwart recht befremdliches Bild von der Arbeit des Sprachwissenschaftlers! An deutschen Arbeiten werde, sagt Grimm weiter, hervorgehoben, daß sie sich unterwegs »*an unvorhergesehener stelle niederlassen und beete anlegen, die noch fortgrünen, nachdem das hauptfeld schon in rüstigere hände übergegangen ist*« (Vorrede zur *Geschichte der deutschen Sprache*, XIII) und metaphorisiert die Germanistischen Linguisten damit zugleich als ein emsiges, ordnungliebendes, zur Parzellierung neigendes Bauernvolk.

Steger schreibt in den von ihm herausgegebenen *Vorreden zur Deutschen Grammatik*, die »*reiche Metaphorik der Sprache Grimms aus der Pflanzenwelt und dem organischen Leben*« sei ein »*Zeugnis für die Geschlossenheit seines theoretischen Gebäudes*« (X) – genau das zeigt Grimms Natur/Garten/Ackerbau-Metaphorik nicht, denn erstens stellt sich sein Werk als GARTEN bzw. ACKER dar und nicht als GEBÄUDE, und zweitens zeigt gerade Grimms botanisch-landwirtschaftliche Metaphorik keine »*Geschlossenheit*«, sondern Brüche und Widersprüche: Sie ist Zeugnis und Resultat eines zähen Ringens um den adäquaten Ausdruck in einem noch nicht erschlossenen Gebiet, eine sprachliche Anstrengung zur Konstitution des Gegenstands Sprache und ihres historischen Wandels sowie die Grundlegung einer Deutschen Philologie.

Person und Familie

Die Sprache erscheint aber auch an einigen Stellen als eine PERSON, vor allem als eine solche, die sich FORTBEWEGT. Es heißt z. B.: »*Ihr Gang ist langsam, aber unaufhaltbar, wie der der Natur, Stillstehen kann sie eigentlich niemals, noch weniger zurückschreiten*« (HS, 23). Sie »*geht ihren unabänderlichen Gang*« (1. Vorrede DG, 2), und vom »*historischen Gang der Sprache*« (2. Vorrede DG, 40) ist die Rede; insgesamt zeigt sie sich überall »*haushälterisch*« (HS, 22) und hat die »*mütterliche Eigenschaft*« der »*Unermülichkeit*« (ebd., S. 23). Auch hat sie einen LEIB, denn die »*zergliedernde*« Sprachforschung »*schneidet*« in ihren Leib ein, »*dessen knochen und sehnen zu ernster besichtigung einladen*« (3. Vorrede DG). Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert ist dann doch keine Landwirtschaft mehr, sondern – damit nimmt Grimm einen Aphorismus Goethes wieder auf – vergleichende Anatomie (ebd.).

Untereinander sind die Sprachen VERWANDT, einige sogar »*urverwandt*« (2. Vorrede DG, 32); dasselbe gilt für die Wörter (1. Vorrede DG, 3). Es sind »*Ringe der Verwandtschaft*«, die die »*slavische, lateinische und griechische Sprache um unsre Sprache herum bilden*« (ebd., 11); die Mundarten sind hingegen sogar »*verschwistert*« (ebd., 9), stehen also in direkterer Verwandtschaft. Die physische Verwandtschaft der Völker (»relative Metapher«) bewirkt die metaphorische Verwandtschaft ihrer Sprachen (»analoge Metapher«).

Oben und unten

Ein weiteres für das Denken Grimms bedeutsames metaphorisches Grundmuster ist: DIE VERGANGENHEIT IST OBEN, WIR SIND UNTEN. Wir Heutigen dagegen, die wir immer »oben« sind – denn GOOD IS UP und umgekehrt¹¹ –, sehen die Vergangenheit als ABGRUND unter uns. Die Zeit im Sinne der vergangenen Zeit ist für uns Heutige TIEF: Wir blicken in sie HINAB und auf sie HERAB. Die für unsere wissenschaftlich-technische Welt grundlegende FORTSCHRITTSmetapher bringt es mit sich, daß Entwicklungen nur positiv beurteilt werden und daß die Vergangenheit, zumindest in unserem Selbstverständnis, immer HINTER (bzw. UNTER) uns zurückbleibt, während die Zukunft natürlich noch WEITER OBEN ist als wir. Bei Grimm ist das Verhältnis genau umgekehrt: Das Ideal ist die Vergangenheit, insbesondere ihre Sprache; der vergleichende Sprachforscher muß »*zu den vorigen, alten und ältesten Formen hinaufsteigen*« (1. Vorrede DG, 16). Darum ist Jacobs Weg in der Grammatik auch der »*von unten herauf zu dienen*« (2. Vorrede DG, 31). Weil die Vergangenheit im Denken Grimms OBEN ist, darum kann die sich historisch verändernde Sprache nur ABSINKEN:

Unsere sprache ist, nach dem unaufhaltsamen laufe aller dinge, in lautverhältnissen und formen gesunken, [...] (2. Vorrede DG, 36)

[...] über den progressiven Untergang der Flexionsfähigkeit [...] (HS, 18)

Die vorgetragene allgemeine Lehre von dem stufenweisen Sinken der vollen und inneren Flexion [...] (HS, 26)

[...] ohne belebende Literatur sinkt sie (die heutige niedersächsische volkssprache) mit dem sechzehnten jahr zum volksdialekt herab [...] (2. Vorrede DG, 38)

In die entgegengesetzte Richtung deutet dagegen das folgende Zitat:

Die stärkere Mundart steigt, die schwächere sinkt und wird gemein, [...] (2. Vorrede DG, 37)

Grimm vertritt die These vom »*leiblichen Sinken*« und »*geistigen Aufsteigen*« der Sprache (HS, 19). Weil die Sprache beständig im SINKEN begriffen ist, bestimmt sich die Aufgabe der »*critischen*« Sprachwissenschaft folgerichtig als der Versuch, »*die sinkende oder doch sich ändernde Sprache*« FESTZUHALTEN (1. Vorrede DG, 5). Der vorsichtiger Hinweis auf ein bloßes Sich-Ändern sollte aber hier beachtet werden.

Krankheit und Kraft

Die alten Texte werden entweder als »Denkmäler« metaphorisiert, wobei das »realen« Denkmälern eigene Merkmal des bewußten Aufbaus (oder doch zumindest Stehenlassens) als Mahnmal oder Denkanstoß offenbar in den Hintergrund tritt, oder sie werden als »Quellen« vorgestellt, aus denen Informationen »fließen«, die aber auch »versiegen« können. Wichtig scheint mir in den Schriften Grimms aber noch ein etwas bedenklicher Metapherentyp zu sein, den man »Kraft« oder »Gesundheitsmetaphorik« nennen könnte: STARK und GESUND sind dabei die positiven Werte. Hinzu kommt an vielen Stellen noch das Bild von der REINLICHKEIT, z. B. der »Reinlichkeit und Sicherheit in der Biegung und Setzung« (1. Vorrede DG, 2), aber auch von »Sprachreinigung« (ebd., 6) und von »reinen« Sprachen (ebd., 11) und »edleren, reineren Formen« (HS, 18) ist die Rede. »Luthers verdeutschung der bibel [...] hat dem hochdeutschen männliche haltung und kraft gegeben« (An Savigny, 6). Von der »siegenden kraft« der Darstellung (1. Vorrede DG, 4) ist die Rede, von »gesunder kritik« (2. Vorrede DG, 35), vom »gesunden« Blick der Grammatik (3. Vorrede DG, XII), von der »inneren Stärke der alten Sprache« (HS, 19), vom »vollen, starken und weichen« Wohlklang der alten Sprache (ebd., 20), und natürlich bedauert Jacob Grimm daher fast zwangsläufig das Abnehmen der »lebendigen, starken Form« der Verben und die Zunahme der »bestimmten schwachen« (ebd., 27). Es mag sein, daß er hier der Suggestion bzw. positiven Konnotation der einmal gewählten Bezeichnung erliegt, auch wenn er schon in der 1. Vorrede DG einschränkend sagt: »bei dem, was ich stark oder schwach, Umlaut, Ru^ockumlaut, Ablaut nenne, sind mir die genommenen Ausdrücke gleichgültig und es kommt auf die Sache an, welche sie zu bezeichnen haben, die ich aber ohne eigentümliche Benennung unza^hligemale hätte umschreiben mu^ssen« (15). Aber diese Terminologie paßt eben ganz ins sonstige Bild bzw. die sonstigen Bilder. Nicht zufällig wird es daher wohl sein, daß Grimm die französische Auffassung von »critischer« Sprachwissenschaft nicht nur ablehnt, sondern vor »Ansteckung« durch sie warnt (1. Vorrede DG, 5).

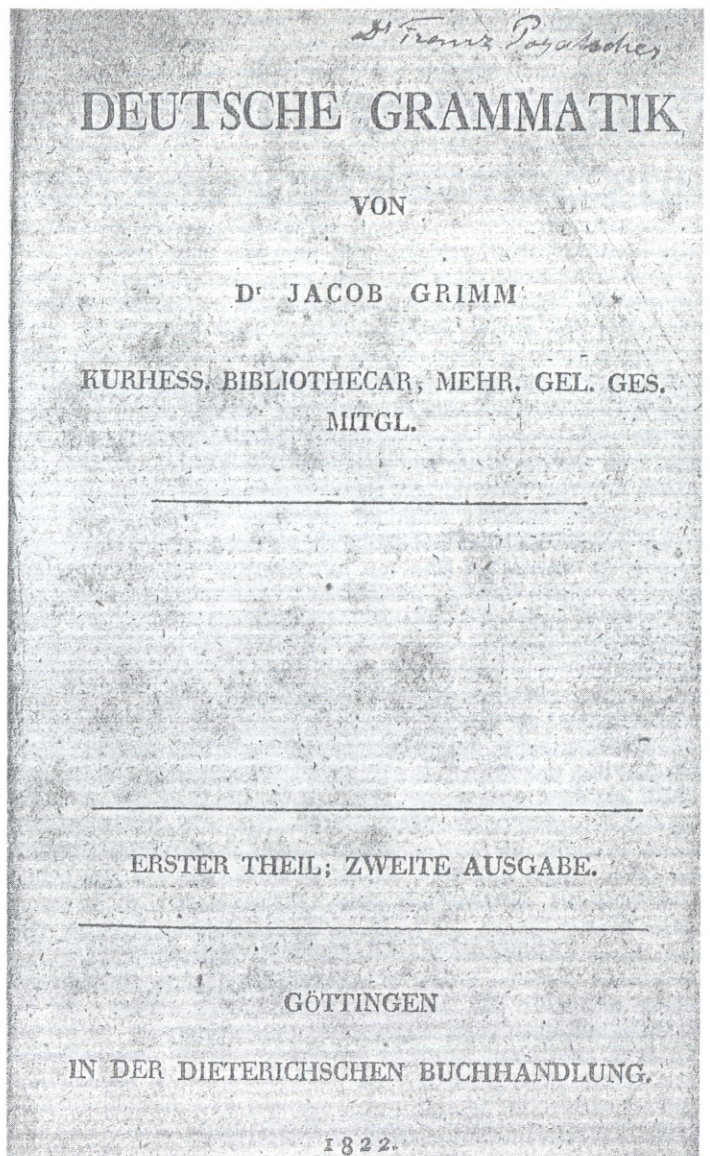
Bezeichnend scheint mir ebenso, daß er – auch wenn er die Sprachpuristen kritisiert – eher nebenhin von den »eingeschlichenen undeutschen Wo^rtern« spricht (nur zwielichtige Gestalten schleichen sich ein) und daß er sagt: »Ausla^ondische Wo^rter erhebt unsere Sprache dadurch zu halbbeutschen, daß sie die fremdartigen Endungen und Biegungen wegnimmt oder das Geschlecht a^ondert« (1. Vorrede DG, 15) – wäre es übertrieben, aus dieser Formulierung den Schluß zu ziehen, daß unsere deutsche Sprache für Grimm ÜBER den anderen steht? Denn er sagt ja auch: »Kein Volk auf Erden hat eine solche Geschichte fu^r seine Sprache, wie das deutsche« (ebd. 9).

System und Struktur

Saussure hat später die sowohl Naturwüchsigkeit als auch Eigen-gesetzlichkeit der Sprache suggerierende Organismus-Metapher durch den das vorwiegend technisch-naturwissenschaftliche Denken widerspiegelnden und daher die Sprachwissenschaft des 20. Jahrhunderts bestimmenden, aber nicht weniger metaphorischen Begriff vom SYSTEM ersetzt. Ein System besteht notwendig aus Regeln und ELEMENTEN und weist eine STRUKTUR auf. Die Elemente wiederum haben eine Form und sind zugleich das Gefäß eines (nicht selten aus TEIL-bedeutungen komponierten) INHALTS, der vom Sprecher an den Hörer GEGENDET wird. Manche dieser Elemente sind aber auch Atomen vergleichbar, die VALENZEN aufweisen und andere Elemente an sich binden können. Auf der KombinationsEBENE, insbesondere des Satzes, entsteht aus der Spannung zwischen strukturierter Form und strukturierter Inhalt, der möglicherweise Sachverhalte ABBILDET bzw. WIDERSPIEGELT, die Vorstellung einer OBERFLÄCHE und der dieser zugrundeliegenden TIEFE. Der GEBRAUCH von Sprachzeichen als HANDLUNGEN, etwa in GesprächsSCHRITTEN, setzt konventionell bedingte KRÄFTE frei, deren EFFEKTE im Idealfall GLÜCKEN mögen. Wer noch modernere Metaphern bevorzugt, mag etwa auf den Begriff des MODULS zurückgreifen oder enzyklopädische NETZWERK-LABYRINTHE analysieren. Auch für die Linguistik gilt: Die Wörter sind die von unseren Vorfahren ererbten Brillengläser, durch die wir die Welt sehen. Wir können die Brille nicht abnehmen, aber manchmal ist es notwendig, die Gläser nachzuschleifen. Dieses Nachschleifen ist das Einführen neuer Metaphern, die neue Sehweisen eröffnen. Die Grenze des (jeweils) Denkbaren ist die Grenze der (jeweiligen) Metaphorik.

Anmerkungen

1 Johann Christoph Adelung, Ueber den Deutschen Styl. 3 Theile in einem Band. Berlin 1785 [Nachdruck: Hildesheim – New York 1974]. Zweyter und dritter Theil, S. 119.



- 2 Vgl. dazu z. B. Max Black, Models and Metaphors. Studies in the Philosophy of Language. Ithaca – London 1962; George Lakoff/Mark Johnson, Metaphors We Live By. Chicago – London; Armin Burkhardt, Wie die »wahre Welt« endlich zur Metapher wurde. Zur Konstitution, Leistung und Typologie der Metapher. In: Conceptus. Zeitschrift für Philosophie 21 (1987), Heft 52, S. 39–67.
- 3 Vgl. dazu v. a. Hubert Ivo, Warum über Sprache metaphorisch reden? Zum wissenschaftstheoretischen Status eines Metaphernfelds in der Kawi-Einleitung. In: Rudolf Hoberg (Hrsg.), Sprache und Bildung. Beiträge zum 150. Todestag Wilhelm von Humboldts. Darmstadt 1987, S. 87–140.
- 4 In: Jacob und Wilhelm Grimm, Über das Deutsche. Schriften zur Zeit-, Rechts-, Sprach- und Literaturgeschichte. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Ruth Reiher. Leipzig 1986, S. 5–23.
- 5 Jacob Grimm über seine Entlassung. In: Jacob und Wilhelm Grimm, Über das Deutsche. Schriften zur Zeit-, Rechts-, Sprach- und Literaturgeschichte, S. 70–96, S. 83.
- 6 Vgl. dazu v. a. Werner Neumann, Zeichen und Organismus. Beobachtungen zum Wechsel eines Denkmusters in der deutschen Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts. In: Beiträge zur Erforschung der deutschen Sprache 4, 1984, S. 5–38.
- 7 Die Angaben zur 1. u. 2. Vorrede zur Deutschen Grammatik sowie zu »Einige Hauptsätze, die ich aus der Geschichte der deutschen Sprache gelernt habe« beziehen sich auf Jacob Grimm, Vorreden zur Deutschen Grammatik von 1819 und 1822. Mit einem Vorwort zum Neudruck von Hugo Steger. Darmstadt 1968.
- 8 Zu den Begriffen »analoge« bzw. »relative« Metapher vgl. Rainer Küster, »Politische Metaphorik«. In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 14 (1983), Heft 51, S. 30–45.
- 9 Es ist hier interessant zu sehen, wie sich das »dichter und feiner« auf beiden Ebenen der Metapher, auf der des metaphorisierenden und der des gemeinten, metaphorisierten Ausdrucks, lesen läßt und dadurch zwischen den beiden Lesarten eine Art Scharnierfunktion erhält, obwohl die beiden Prädikate auch in ihrer direkten Applikation auf die als »Kraut« metaphorisierte »Grammatik« metaphorisch bleiben.
- 10 Zu diesem Begriff vgl. Gisela Brünner, »Metaphern für Sprache und Kommunikation in Alltag und Wissenschaft«. In: Diskussion Deutsch 18 (1987), Heft 94, S. 100–119.
- 11 Vgl. Lakoff/Johnson, Metaphors We Live By, a. a. O., S. 14ff.

Geschlechtsneutrale Sprache – aus Schweizerdeutscher Sicht

Seit einigen Jahren ist in praktisch allen Gremien, die irgendwelche Schriftstücke erstellen müssen, mehr oder weniger heftig die Frage um die sogenannten »geschlechtsneutralen Formulierungen« entbrannt: In welcher Weise soll sprachlich klar gemacht werden, daß unsere (Um)Welt nicht nur aus männlichen, sondern auch aus weiblichen Wesen besteht? Aufgrund der Breite der Diskussion kann gesagt werden, daß dies eine Frage ist, die die gesamte Gesellschaft beschäftigt. Inzwischen sind von verschiedenen Seiten Vorschläge gemacht worden, und an praktischen Versuchen hat es, der Not gehorchend, auch nicht gefehlt. Eine Zusammenfassung der Möglichkeiten der geschlechtsneutralen Formulierung und eine Diskussion der Vor- und Nachteile der verschiedenen Vorschläge soll die Entscheidung der einzelnen Formulierungen erleichtern.

Bis ungefähr zur Jahrhundertwende stellte sich das Problem der geschlechtsneutralen Formulierungen gar nicht. Die (westliche, europäische) Welt und Gesellschaft waren männlich bestimmt, die Frauen waren aus dem öffentlichen Leben weitgehend ausgegrenzt. Wenn die Frauen in ihrer Gesamtheit doch einmal gemeint oder mitgemeint waren, so wurde das speziell gesagt; wenn aber eine einzelne Frau in der Öffentlichkeit eine Rolle spielte, so konnte das nur eine männliche Rolle sein, entsprechend galten für diese Rolle auch die männlichen Bezeichnungen. Die Trennung der Gesellschaft noch vor hundert Jahren war so stark, daß damals in europäischen Zeitschriften verwundert berichtet wurde, in gewissen Staaten der USA sei den Frauen gerichtlich das Tragen von Hosen erlaubt worden – für die Europäer war eine Frau in Hosen schlicht undenkbar.

Die Vereinnahmungsstrategie: Frauen sind »mitgemeint«

Als im Verlauf unseres Jahrhunderts die Frauen an immer breiteren Segmenten des gesellschaftlichen und beruflichen Lebens teilzunehmen begannen, wurde der Widerspruch zwischen der Realität und ihrer sprachlichen Abbildung immer mehr spürbar. Man behalf sich vorerst damit, daß man erklärte, die Frauen seien »mitgemeint«, d. h., es fand eine Vereinnahmung statt: die Frauenwelt wurde offiziell als in die Männerwelt aufgenommen bestätigt, die Frauenwelt wurde als Teil der Männerwelt, die die Gesamtwelt darstellte, gesehen; und diese Integration wurde zwar sprachlich nicht nachvollzogen, aber es wurde so getan »als ob«. Doch diese sprachliche Integration fand, wie die gesellschaftliche, nur von Fall zu Fall statt: aus dem Bundesverfassungstext, der besagt, daß »alle Schweizer [...] vor dem Gesetze gleich« seien, konnte nicht geschlossen werden, daß die Frauen zum Beispiel stimm- und wahlberechtigt waren – so das Bundesgericht, vor dem Frauen geklagt hatten.

Die Integration der Frauen blieb also eine partielle. Dies verführte zur »Lösung«, bei jeder Äußerung anzugeben, ob Frauen durch den männlich formulierten Text »mitgemeint« seien oder nicht. Diese Lösung blieb aus zwei Gründen unbefriedigend: einmal war die Lösung unschön, forderte sie doch, jedem Text bzw. den Texten, die Frauen mitmeinten, quasi ein Präliminarium voranzustellen; andererseits war sie wenig praktikabel, weil viele Texte zwar zum Teil, aber nicht umfassend sowohl für Männer wie für Frauen gelten. Ein Beispiel wäre wieder die Bundesverfassung, wo letztlich vor jedem Artikel definiert werden müßte, ob sich der Text auf Männer, auf Frauen oder auf beide beziehen soll. Zwar kommt es auch heute noch relativ häufig vor, daß wir vor einem Text die Bemerkung finden, er beziehe sich auf beide Geschlechter. Eine solche Bemerkung hat aber in unserer Zeit kaum mehr eine andere Bedeutung, als die Verlegenheit des Verfassers oder der Verfasserin vor der Forderung nach geschlechtsneutraler Formulierung einzugestehen. In der Zwischenzeit sind auch viele Regierungen auf verschiedenen Ebenen der Meinung, daß die Frauen in Gesetzes- und ähnlichen Texten explizit genannt werden müssen. Im Bericht des Bundesrates heißt es zum Beispiel, die Sprachregelung sei für das Rollenverständnis von Mann und Frau von außerordentlicher Bedeutung und bilde einen Hinweis,

wie weit das Bewußtsein für die Idee der Rechtsgleichheit von Mann und Frau fortgeschritten sei.

Daß es mit dem »Mitmeinen« nicht getan ist, hat wohl auf die eindrücklichste Weise die deutsche Linguistin Luise F. Pusch gezeigt, die längere Vorträge hindurch immer nur die weiblichen Formen verwendet hat, aber vorgängig klargemacht hatte, »selbstverständlich« würden diese auch für die Männer gelten. Kaum ein anwesender Mann wird sich ohne Schwierigkeit mitgemeint gefühlt haben. Eine echte Lösung muß Angehörige beider Geschlechter explizit nennen. Unter den verschiedenen Möglichkeiten, Angehörige beider Geschlechter zu nennen, muß deshalb nach der besten Form gesucht werden. Dabei kommen feministische, linguistische und ästhetische Überlegungen sowie Gedanken zur Praktikabilität zum Tragen.

Wenn ich die Leser und Leserinnen dieses Artikels gleichermaßen ansprechen will, so bieten sich mir heute die folgenden Möglichkeiten: Ich kann beide nennen (»*Leser und Leserinnen*«) oder ich kann an das männliche Grundwort (»*Leser*«) die Endung der weiblichen Form in verschiedenartiger Weise anfügen: durch Klammern (»*Leser(innen)*«), durch einen Schrägstrich (»*Leser/innen*«), manche Autoren und Autorinnen verwenden zusätzlich einen Bindestrich (»*Leser-innen*«), was aber aus praktischen wie ästhetischen Gründen abzulehnen ist, oder durch einen eingeschobenen Versalbuchstaben (»*LeserInnen*«).

Leser und Leserinnen

Am wenigsten Schwierigkeiten macht auf den ersten Blick sicher das Ausschreiben beider Formen (»*Leser und Leserinnen*«). Diese Form kann nicht nur im schriftlichen, sondern auch im mündlichen Gebrauch verwendet werden (eine Schwäche der andern Lösungsvorschläge), sie ist ästhetisch vorderhand neutral, man kann sie sowohl bei Versal- oder Kapitälchenschreibung wie bei der dereinst vielleicht Wirklichkeit werdenden gemäßigten Kleinschreibung ohne Anpassungen weiterverwenden, sie bietet keine (neuen) Schwierigkeiten bei der Deklination und der Trennung. Ihr einziger, in vielen Fällen aber entscheidender Nachteil ist, daß sie lang ist und bei gehäuftem Gebrauch schnell schwerfällig wirkt. Ich will das an einem Beispiel verdeutlichen: Wenn eine Schulkommission in einem Stelleninserat »*einen verständnisvollen, geduldigen Lehrer, der schon etwas Berufserfahrung hat oder eine verständnisvolle, geduldige Lehrerin, die schon etwas Berufserfahrung hat*«, sucht, geht das sehr schnell auch ins Geld. Bei einem Vortrag beginne ich die Zuhörer und Zuhörerinnen durch solche Formen, die zum größten Teil aus redundanten Teilen bestehen, bald zu langweilen. Man wird sich im mündlichen Gebrauch, dem ja die andern Formen verschlossen sind (man kann keine Schrägstriche, Klammern oder Versalbuchstaben sprechen), zum »Mogeln« entschließen müssen: man sagt dann, man suche »*einen oder eine verständnisvolle, geduldige Lehrer oder Lehrerin, der oder die schon etwa Berufserfahrung hat*«, oder, was gleichberechtigt auch möglich ist: »*eine oder einen verständnisvollen, geduldigen Lehrer oder Lehrerin, der oder die schon etwas Berufserfahrung hat*«. Daß diese Formen grammatikalisch nicht mehr korrekt sind, muß man der besseren Praktikabilität halber in Kauf nehmen – beim Zuhören macht diese Unkorrektheit nur wenigen Leuten zu schaffen.

Zwang zur Kürze

Der Zwang zur Kürze wird im schriftlichen Verkehr in vielen Fällen gegen die Verwendung beider Formen stehen. Fast schon formelhafte Verkürzungen (Abkürzungen) sind die anderen genannten Möglichkeiten: ob man nun »*Leser/innen*«, »*Leser(innen)*« oder »*LeserInnen*« schreibt, immer gebraucht man ein Wort oder einen Morphemkomplex, den es so in der deutschen Sprache nicht gibt. Diese Schreibung gibt den Lesern und Leserinnen eine (Handlungs)Anweisung – die sie allerdings in den meisten Fällen nicht ausführen werden und auch nicht auszuführen brauchen, weil es genügt, die Bedeutung der Formel zu

kennen. Eine solche Formel gerät damit in die Nähe mathematischer Formeln wie 23^7 , $\sqrt{2}$ 17!, $3/4$ oder Zeichen wie das Integralzeichen \int , (wobei allerdings die sprachlichen Formeln mit den heutigen Schreibgeräten im allgemeinen leichter zu produzieren sind). Die mathematischen Formeln könnten wie die sprachlichen jedesmal ausgeschrieben werden, bei beiden ist dies jedoch nicht nötig. Und gleich wie die Handlungsanweisung, die in einer mathematischen Formel steckt, von den Rechnenden nicht unbedingt ausgeführt werden muß (man kann auch mit unaufgelösten Formeln rechnen), so braucht man auch Sprachformen nicht aufzulösen; man kennt ihre Bedeutung und kann sie, formelhaft, stehenlassen. Die Schreibung von formelhaften Abkürzungen ist aber auch in rein sprachlicher (nicht mathematischer) Kommunikation bereits heute üblich: während Abkürzungen wie etwa *etc.* normalerweise von den Lesenden automatisch in die Vollform »rückübersetzt« werden (da sie sprachlich zu kompliziert sind oder zumindest nicht weniger kompliziert als die Vollform), werden andere Abkürzungen als Abkürzungen gelesen und verwendet. Das betrifft nicht nur neuere Abkürzungen wie etwa *EDV* oder *AKW*, sondern auch ältere wie beispielsweise *SBB*, *ADAC* oder *WC*. Dabei zeigen gerade diese als Sprachformen akzeptierten Abkürzungen den Trend, den Abkürzungspunkt zu verlieren, den sie anfangs hatten. (Einem solchen Trend folgt übrigens auch die Schweizer Armee, die seit Jahren versucht, gänzlich ohne Abkürzungspunkte auszukommen). Auch die punktlosen Abkürzungen der doppelten Genusformen wären somit nicht als sprach- oder schriftwidrig anzusehen.

Leser(innen) – Leser/innen

Betrachten wir zuerst die Schreibung mit Klammern: *Leser(innen)* hat den nicht unbeträchtlichen Nachteil, daß die *Leserinnen* in dieser Formulierung gewissermaßen in Klammern verbannt werden: »Wir haben zwar gehört, daß es auch Frauen geben soll, die lesen, aber wir betrachten sie eigentlich nicht als das Normale.« Dieser Einwand spricht deutlich gegen diese »gesellschaftsneutrale« Formulierung: sie ist eben gar nicht wirklich geschlechtsneutral. Die Klammern bieten bei ihrer Verwendung keine Erleichterung oder stellen uns sogar vor neue Schwierigkeiten. Stellt man sich beispielsweise einen Text wie den oben angeführten mit Adjektiven zum Substantiv vor, so würden die gehäuften Klammern bald das ästhetisch anspruchsvolle Auge beleidigen, außerdem wäre das Einklammernde bei Artikel, Adjektiv und Substantiv nicht mehr zusammengehörig: »eine(n) verständnisvolle(n), geduldige(n) Lehrer(in), der (die) schon etwas Berufserfahrung hat«. Auch aussprechbar sind die Klammern nicht, und bei der Trennung bietet ein Wort mit Klammern ebenfalls große Schwierigkeiten.

Als weitere Möglichkeit wird der Schrägstrich gebraucht: *Leser/innen*. Er vermeidet gewisse Mängel, die die Klammerschreibung hat: Der Schrägstrich ist wirklich geschlechtsneutral und ästhetisch weniger störend als die Klammern. Er bietet aber ebenfalls Schwierigkeiten beim Aussprechen und beim Trennen. Er ist kürzer als die beiden anderen vorstehend vorgestellten Formen und erfreut sich wohl auch aus diesem Grund einer relativ großen Beliebtheit.

LeserInnen

Ebenfalls einer zunehmenden Beliebtheit erfreut sich die Schreibung eines Versalbuchstabens im Wort: *LeserInnen*. Gerade diese Schreibweise hat aber auch zu großen Kontroversen, vornehmlich in den Leserbriefspalten, geführt. Zur Ausbreitung der Schreibweise hat in der Schweiz die »WochenZeitung« (WoZ) maßgeblich beigetragen, und weil die Leserschaft der WoZ nicht gleichmäßig über die ganze Bevölkerung verteilt ist, sondern ein deutliches Schwergewicht bei jungen und bei kritischen Leuten aufweist, hat diese Schreibweise eben auch zuerst bei diesen Leuten Fuß fassen können, was wiederum zu einer Abwehrreaktion unter der übrigen Bevölkerung geführt hat. Im Ausland ist man offenbar weniger kopfscheu, in Berlin, so konnte man lesen, soll diese Schreibweise vom Senat sogar als die offizielle Schreibweise für amtliche Verlautbarungen gewählt worden sein.

Nun können allerdings zahlreiche Argumente für und gegen diese Schreibweise vorgebracht werden. Unter den im engeren Sinn linguistischen Einwänden finden wir die gleichen wie schon bei den oben aufgeführten Möglichkeiten: die Trennung bietet gewisse Schwierigkeiten, wobei diese meiner Einschätzung nach allerdings nicht so schwerwiegender Natur sind wie bei der Klammer- und der Schrägstrichlösung: es bedarf lediglich eines Entscheidens von berufener Stelle, ob man »Lehre-rInnen« oder »Lehrer-Innen« trennen soll. Ins – übrigens ohnehin nicht widerspruchsfrei – Gefüge der heutigen Trennungsregeln würden beide Möglichkeiten passen. Schwerwiegender sind die ästhetischen Probleme: es können sich viele Leute

mit einem Versalbuchstaben im Wortinnern durchaus nicht abfinden, obschon es für einen solchen Gebrauch auch historische Belege gibt. So schrieb etwa der Grammatiker Schottel in seiner »Ausführlichen Arbeit Von der Teutschen Hauptsprache« aus dem Jahre 1663 nicht nur das eben zitierte Wort mit einem Versalbuchstaben, sondern teilweise auch andere Komposita wie etwa, ebenfalls schon auf dem Titelblatt, das Wort »HofgerichtsAssessore«. Noch schlimmer ist es offenbar, wenn der Versalbuchstabe ans Wortende kommt: »eineN verständnisvolleN, geduldigeN LehrerIn, ...« – die Fortsetzung ist nicht möglich, ohne »die oder der«, »die/der« oder »die/der« bzw. »der(die)« zu schreiben. Man sieht, daß auch diese Schreibung in gewissen Situationen Schwächen hat. Von besonderer Art wäre die Frage, wie gut sich diese Schreibung eignen würde, falls einmal die gemäßigte Kleinschreibung für die deutsche Sprache eingeführt würde: einerseits würden mit dieser Schreibweise die Versalbuchstaben doch wieder in ihrem Bestand vermehrt, andererseits hätten sie aber doch eine ganz bestimmte semantische Funktion, die ihnen in der heutigen Verwendung – weitgehend – abgeht. Diese Verschiedenheit von Muskeln und Majuskeln kann übrigens auch in umgekehrtem Sinn gebraucht werden: wo es in normalem Text »LeserInnen« heißt, könnte bei Versalschreibung ohne weiteres »LESERiN-NEN« stehen.

Dagegen ist das Argument, »LeserInnen« könne es im Deutschen nicht geben außer als Gegensatz zu »LeserAußen«, nicht geeignet, eine ernsthafte Auseinandersetzung über die Frage der geschlechtsneutralen Formulierung zu befördern. Es gehört ins Gebiet der Demagogie und wird deshalb von mir nicht näher behandelt.

Da die Schreibung mit einem Versalbuchstaben auch meist die maskuline Form nicht richtig dekliniert (»Von den ZuschauerInnen kam viel Applaus« hieße ja richtig *Von den Zuschauern* usw.), hat diese Schreibweise am deutlichsten den angesprochenen Abkürzungscharakter; die Abkürzungsaufgabe wird meines Erachtens recht elegant gelöst.

Phantasie anstelle dogmatischer Richtungskämpfe

Fassen wir zusammen: Von den verschiedenen dargestellten Möglichkeiten der geschlechtsneutralen Formulierungen kann keine alle Forderungen abdecken, nämlich die Forderung nach leichter Les- (und Hör-)barkeit, nach leichtem Gebrauch auch bei deklinierten Formen und nach wirklicher Gleichbehandlung. Es werden also Kompromisse zu finden sein.

Mein erster Vorschlag ist sicher der befriedigendste: der Wortwechsel. Statt etwa von »Zuschauerinnen und Zuschauern« oder »ZuschauerInnen« oder wie auch immer zu schreiben, gebrauche man das Wort »Publikum«. Solche »Fluchtwörter« gibt es sehr oft, das gute Resultat lohnt die Mühe des Suchens. Allerdings ist diese Methode nicht immer praktikabel, und nicht immer befriedigt das Ergebnis. So ließe sich etwa darüber streiten, ob »LehrerIn« oder »Lehrperson« schöner sei. In vielen Fällen läßt sich auch in die Mehrzahl flüchten: Leute (und damit gebildete Komposita), Personen, Angestellte, usw. sind durchaus geschlechtsneutral, ebenso etwa der Ersatz *die Lesenden für die Leser und Leserinnen*; und selbst wenn der Mehrzahlbegriff nicht geschlechtsneutral ist, so fällt doch die lästige und umständliche Deklination weg.

Wo auch dieser Fluchtweg verbaut ist (so wird etwa die Schulkommission im oben angeführten Beispiel nicht beliebig viele LehrerInnen suchen) darf durchaus etwas Abwechslung vorkommen, und in vielen Fällen werden Kombinationen sogar das einzig Praktikable sein. Für Vorträge und andere mündlich vorzutragende Texte plädiere ich für die doppelte Schreibweise, denn die wenigsten SprecherInnen sind in der Lage, während des Vortragens eine wie auch immer geartete »zusammengezogene« Schreibweise aufzulösen, und »sprechen« läßt sich eben, wie gesagt, keine der Abkürzungen. Für schriftliche Texte dagegen wird eine Kombination der Formen mit dem Versalbuchstaben, mit dem Schrägstrich und mit der ausgeschriebenen Doppelform das Praktikabelste – und auch das ästhetisch Befriedigendste, weil am wenigsten Ermüdende – sein. Die von mir vorgeschlagene Lösung setzt also den Gebrauch der Phantasie gegen dogmatische Richtungskämpfe: es muß nicht eine einzig »richtige« oder »alleinseligmachende« Lösung geben. Man gebrauche die Phantasie, um gute geschlechtsneutrale Ersatzwörter zu finden, und man schule sein ästhetisches Empfinden, um richtig zwischen dem Gebrauch der beiden Abkürzungsformen (Versalbuchstaben und Schrägstrich) und der ausgeschriebenen Doppelform zu wählen.

Probleme bleiben noch genügend: Manche Frauen, vielleicht auch einige Männer, empfinden das Pronomen *man* deutlich als Derivat von *Mann* und können deshalb dieses Pronomen nicht als Stellvertreter für männliche und weibliche Individuen gebrauchen. Eine befriedigende

digendere Lösung als die Neuschöpfung *frau*, entweder allein gebraucht (wo es nur um weibliche Wesen geht, etwa: *wenn frau stillt*, oder in Kombination mit *man* (*man/frau* oder *frau/man*), gibt es meines Erachtens bisher nicht, aber auch dieses Kunstwort scheint mir mehr Probleme aufzuwerfen als zu lösen, insbesondere, weil es deutlich nicht geschlechtsneutral ist.

Probleme entstehen oft auch bei Komposita: zwar gibt es als Entsprechung zum *Herr* die *Frau* (nicht die *Dame*, wie oft gesagt wird), aber eine geschlechtsneutrale Form des Wortes *Herrschaft* fehlt. Zwar kann man von einem bei der Redaktion einlaufenden Brief einer Frau sicher von einem *Brief einer Leserin*, vielleicht von einem *Leserbrief* sprechen, muß man aber allgemein statt *Leserbriefe* das Wort *LeserInnenbriefe* oder *Leser/innenbriefe* gebrauchen? (Jedenfalls wäre beim Kompositum die Form mit dem Versalbuchstaben eindeutig vorzuziehen, wird doch sonst das Grundwort *Brief* durch den Schrägstrich vom Bestimmungswort *Leser* getrennt.) Zwar gibt es selbstverständlich *Schifahrer* und *Schifahrerinnen*, aber muß es deswegen auch *SchifahrerInnenversicherungen* geben? Die *Schweizerische Journalisten-Union* hat sich vor einiger Zeit umgenannt in *Schweizerische Journalisten- und Journalistinnen-Union*, doch welche Form ist angezeigt, wenn zwei nicht geschlechtsneutrale Formen zusammenstoßen? Wie wäre etwa dem Schweizerischen Arbei-

ter-Sänger-Verband ein geschlechtsneutraler Name zu geben? Ist ein gemischter Chor aus diesem Verband ein ArbeiterInnen-Chor (die Frauen-Chöre heißen heute normalerweise »*Arbeiter-Frauen- und -Töchter-Chor*«)? Heißt es richtig *Arbeiter-Sängerin* oder *Arbeiterin-Sängerin* – oder sind gar beide Formen abzulehnen und neue zu suchen?

Unklar ist auch, welches die weibliche Form von *Amtmann* ist (*Amtmännin*? [so wurde früher die Ehefrau des Amtmanns genannt] *Amtfrau*? *Amtsfrau*?) oder jene von *Vormund* (*die Vormund*? *die Vormündin*?). Immerhin ist auffallend, daß im umgekehrten Fall, wo Männer in »weibliche Berufe« vordrängen (z. B. in den der Krankenschwester), recht schnell auch die entsprechenden Bezeichnungen für männliche Berufsangehörige gefunden wurden (wobei man sich gelegentlich sogar eine Ungenauigkeit leistet, so, wenn »die männliche Hebamme« – wo denn dieser Beruf überhaupt von Männern ausgeübt werden darf – *Geburtshelfer* genannt wird). Man sollte doch wohl meinen, daß mit etwas gutem Willen – und, wiederum, mit einer gehörigen Portion Phantasie – in allen Fällen befriedigende Bezeichnungen für weibliche Berufsleute zu finden sein sollten.

Der Autor ist wissenschaftlicher Assistent im Fach Medienwissenschaft an der Universität Bern.

IM VORFELD DER 3. AMTLICHEN »WIENER GESPRÄCHE« 1993

9. Wissenschaftliche Arbeitstagung zur Reform der deutschen Rechtschreibung

(Rorschach/St. Gallen, 30. September bis 4. Oktober 1991)

von Wolfgang Mentrup

Der Teilnehmerkreis der in diesem Jahr turnusgemäß in der Schweiz stattfindenden »9. Arbeitstagung zu Problemen der deutschen Rechtschreibung und ihrer Neuregelung« setzte sich auch diesmal aus Mitgliedern der folgenden vier Arbeitsgruppen zusammen, die sich seit längerem um eine Reform der deutschen Rechtschreibung bemühen:

- ▷ Forschungsgruppe Orthographie der Universität Rostock und des Zentralinstituts für Sprachwissenschaft, Berlin
- ▷ Kommission für Rechtschreibfragen des Instituts für deutsche Sprache (IDS), Mannheim
- ▷ Wissenschaftliche Arbeitsgruppe des Koordinationskomitees für Orthographie beim Bundesministerium für Unterricht und Kunst, Wien
- ▷ Arbeitsgruppe Rechtschreibreform der schweizerischen Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren, Bern/Zürich

Abschließende Lesung des Regelteils

»Im Zentrum der Arbeitstagung – so das Schlußprotokoll der Tagung – stand die abschließende Lesung des

Regelteils, der den ersten Teil des Regelwerks zur Neuregelung der deutschen Rechtschreibung bildet.« Dieser erste Teil umfaßt Vorschläge zur Regelung von sechs Teilbereichen, die von den Arbeitsgruppen über die Jahre hin sukzessive erarbeitet wurden und nunmehr in einer – seit der 8. Arbeitstagung (Mannheim, September 1990; vgl. SPRACHREPORT 1/91) in zwei Durchgängen – überarbeiteten und aufeinander abgestimmten Fassung den Teilnehmern vorlagen. Die Teilbereiche sind Laut-Buchstaben-Zuordnungen (einschließlich Fremdwortschreibung), Getrennt- und Zusammenschreibung, Schreibung mit Bindestrich, Groß- und Kleinschreibung, Zeichensetzung und Worttrennung am Zeilenende. Für den Teilbereich der Groß- und Kleinschreibung galt es, das einzulösen, was während der 2. amtlichen »Wiener Gespräche zu Fragen der Rechtschreibreform« (Mai 1990; vgl. SPRACHREPORT 3/90) abgesprochen worden war; in der damaligen Abschlusserklärung heißt es dazu: »Für den Bereich der Groß- und Kleinschreibung wurden die Wissenschaftler ermuntert, im Hinblick auf ein Gesamtregelwerk der deutschen Rechtschreibung alternative Lösungen auf der Basis des status quo und der vorliegen-

den Reformvorschläge weiter auszuarbeiten.« Dem entsprechend liegen drei Regelungsvarianten vor, nämlich die Status-quo-Regelung, ein Vorschlag im Sinne einer modifizierten Großschreibung (der Substantive) und einer im Sinne der Substantivkleinschreibung. Die Präsentation der drei Varianten entspricht den Grundsätzen, die der Gestaltung des Regelteils insgesamt zugrunde gelegt wurden, so daß eine breite und im einzelnen vergleichbare Materialgrundlage für die anstehende Diskussion geschaffen ist – auch in der Hoffnung, daß dies zu ihrer Versachlichung beiträgt.

Die abschließende Abstimmung – mit je vier Stimmen pro Arbeitsgruppe – über die einzelnen Teilbereiche ergab in den meisten Fällen ein einstimmiges Votum, in den andern eine eindeutig qualifizierte Mehrheit. In bezug auf die drei erarbeiteten Regelungsvarianten der Groß- und Kleinschreibung sprach sich das Plenum nach sorgfältigem Abwägen des Pro und Contra einstimmig für die Substantivkleinschreibung aus. Bei der Worttrennung wurde der seit langem immer noch offene Einzelfall »Trennung des ck« (z. B. in *Zucker*, heute *Zuk-ker*) endlich entschieden; unter dem Ge-

sichtspunkt der Beibehaltung der Wortstamm-schreibung wird vorgeschlagen, in Zukunft – um beim Beispiel zu bleiben – *Zu-cker* zu trennen.

Mit der abschließenden Lesung und der Verabschiedung des Regelteils sehen die vier Arbeitsgruppen »den ersten Teil des Auftrags als erfüllt an, der ihnen von den zwei amtlichen Wiener Konferenzen 1986 und 1990 erteilt ist« – so das Resümee über diesen Hauptpunkt der Tagung im Schlußprotokoll der Tagung.

Grundsätze zur Erarbeitung des Wörterverzeichnisses

Das Ziel des langjährigen Bemühens ist es, »die auf der Orthographischen Konferenz 1901 in Berlin erreichte einheitliche Regelung der deutschen Rechtschreibung den heutigen Erfordernissen anzupassen. Insbesondere geht es darum, die in vielen Teilbereichen der Rechtschreibung im Laufe der Zeit kompliziert gewordenen Regeln zu vereinfachen« – so in der Abschlusserklärung der 1. amtlichen Wiener Gespräche (Dezember 1986; vgl. SPRACHREPORT 1/87) wie auch – wiederholend und damit bestätigend – in der Erklärung der 2. Wiener Konferenz (Mai 1990). Dies bedeutet konkret, daß das noch heute amtliche Orthographiebuch »Regeln für die deutsche Rechtschreibung nebst Wörterverzeichnis« – 1901 beschlossen und 1902 veröffentlicht – zu ersetzen ist durch ein neues, zu dem – neben dem nunmehr verabschiedeten Regelteil – auch ein Wörterverzeichnis gehört: »Deutsche Rechtschreibung. Regelteil und Wörterverzeichnis«.

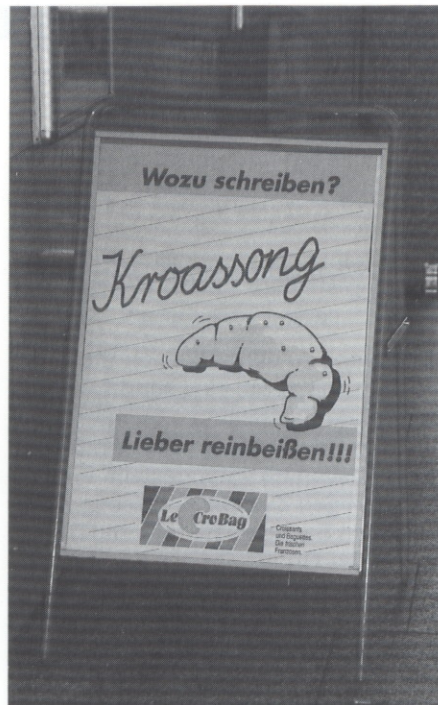


Foto: B. U. Biere

Folgerichtig stand auch das Wörterverzeichnis auf der Tagesordnung der Arbeitstagung und eine entsprechende Vorlage war Gegenstand der Diskussion. Die Teilnehmer der Arbeitstagung – so das Schlußprotokoll – »verständigten sich über die Grundsätze zur Erarbeitung des Wörterverzeichnisses, das den zweiten Teil des Regelwerks zur Neuregelung der deutschen Rechtschreibung bildet.« Die Erarbeitung des Wörterverzeichnisses wurde einer Kleingruppe übertragen; hergestellt wird es in der IDS-Arbeitsstelle »Orthographieforschung«. Gleiches gilt für das »Verzeichnis der verwendeten Fachtermini«, das den beiden Bestandteilen des Regelwerks angefügt wird.

EINE NEUE GEBRAUCHSGRAMMATIK

Im Berliner Akademie-Verlag ist eine neue »Grammatik des Deutschen«¹ erschienen, die in erster Linie muttersprachlich und praxisbezogen orientiert ist. SPRACHREPORT bat den Verfasser, den Leipziger Germanisten Walter Flämig, um Auskunft über Anliegen, Grundlagen und Inhalt der neuen Grammatik.

Welches Hauptziel verfolgt diese neue Grammatik?

Zunächst will sie dem Benutzer grammatisches Grundwissen vermitteln und grammatische Normunsicherheiten klären. Sie versteht sich aber im

besonderen als eine Einführung, die Verständnis für die Struktur- und Wirkungszusammenhänge in sprachlichen Äußerungen wecken möchte. Dabei soll der gegenwärtig anerkannte Bestand grammatischer Normen – Einheiten, Strukturen und Inhalte – sowohl im Systemzusammenhang als auch im Textzusammenhang dargestellt werden. Die Grammatik will nicht nur zeigen, wie sprachliche Äußerungen im Deutschen korrekt, d. h. normgerecht gebaut werden, wie bestimmte Bewußtseinsinhalte durch entsprechende Äußerungsstrukturen auszudrücken sind und welche Wahlmöglichkeiten

Die weiteren amtlichen »Wiener Gespräche« 1993 und 1995

Mit der Verabschiedung des kompletten Regelteils – Anfang 1992 den Teilnehmerstaaten der amtlichen Wiener Konferenzen zur »Prüfung durch die zuständigen staatlichen Stellen« zugestellt – ist eine zentrale Voraussetzung für die 3. Wiener Konferenz erfüllt. In der Abschlusserklärung der 2. Konferenz von 1990 heißt es dazu: »Nach Abschluß der wissenschaftlichen Arbeiten und ihrer Prüfung durch die zuständigen staatlichen Stellen soll – voraussichtlich 1993 – die zwischenstaatliche Meinungsbildung in einer weiteren Wiener Konferenz fortgesetzt werden.« – wobei dieser Konferenz neben dem Regelteil zumindest die Liste der Lemmata sowie einige bearbeitete Teilstrecken des Wörterverzeichnisses vorliegen werden.

Der auf der 2. amtlichen Wiener Konferenz (Mai 1990) festgelegte Fahrplan ist auf der Ebene der vier Arbeitsgruppen und der internationalen wissenschaftlichen Arbeitstagungen bisher eingehalten worden. Entsprechend kann die für 1993 vorgesehene »zwischenstaatliche Meinungsbildung« fortgesetzt werden – all dies als Vorbereitung für die »Unterzeichnung einer (zwischenstaatlichen) Übereinkunft zur Reform der deutschen Rechtschreibung«, die [so die Abschlusserklärung der 2. amtlichen Wiener Gespräche 1990] »für 1995 angestrebt (wird)«.

Der Autor ist wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Arbeitsstelle »Orthographieforschung« des Instituts für deutsche Sprache und Mitglied der Kommission für Rechtschreibfragen.

dabei zur Verfügung stehen, sie will dem Leser Einsichten vermitteln, wie Sprache »funktioniert«.

Für welchen Benutzerkreis wurde die Grammatik entwickelt?

Als Gebrauchsgrammatik wendet sich diese Veröffentlichung im besonderen an bestimmte Berufsgruppen, deren Angehörige nicht über eine linguistische Fachausbildung verfügen, für die jedoch Sprache ein wesentliches Instrument der Berufsausübung ist und die bei ihrer Tätigkeit zu normgerechtem und wirkungsbewußtem Sprechen und Schreiben angehalten sind, für die also Sprachbeherrschung zu den beruflichen Grundvoraussetzungen gehört. Gedacht ist an Studenten, Lehrer, Journalisten, Schriftsteller, leitende Persönlichkeiten in Politik und Wirtschaft, Moderatoren und Berufsspre-

cher öffentlicher Medien usw. Einiges Grundlagenwissen wird zwar vorausgesetzt, sprachwissenschaftliche Fachkenntnisse werden jedoch nicht erwartet.

Wie ist das Buch aufgebaut, welche Inhalte werden im einzelnen vermittelt?

Das Buch besteht aus vier Kapiteln. In einem einführenden Kapitel werden einige **sprachwissenschaftliche Voraussetzungen** dargelegt. So wird zunächst die Stellung der Grammatik im Sprachsystem erörtert. Eine ausführliche Erläuterung gilt den Beziehungen zwischen den formalen und inhaltlichen Schichten sprachlicher Äußerungen. Einer semantischen, einer syntaktischen und einer phonologischen »Komponente« des Sprachsystems, denen eine kommunikativ-pragmatische Komponente zugeordnet ist, werden entsprechende »Schichten« sprachlicher Äußerungen gegenübergestellt. Dabei werden die Einheiten und Beziehungen, die die syntaktische Struktur ausmachen (»konstituieren«), entsprechenden Einheiten und Beziehungen zugeordnet, die als Bedeutungsstruktur dem Bau des Satzes vorgegeben sind.

Das zweite Kapitel umfaßt die Beschreibung und Erklärung der **Satz- und Wortgruppenstrukturen**. Dabei wird die syntaktische (Konstituenten-) Struktur des Satzes in Beziehung gesetzt zur semantisch motivierten Wertigkeit (Valenz) des Verbs (/Adjektivs). Dieses erscheint als das Organisationszentrum der Satzstruktur. Die formale Struktur der Sätze wird aus ihrer Inhaltsstruktur erklärt, wobei beide Erklärungsprinzipien (Konstituentenz und Valenz) als eigenständige, aber aufeinander bezogene Beschreibungsmodelle verstanden werden. Vereinfacht ausgedrückt: Es wird dargelegt und begründet, weshalb nur bestimmte im Sprachsystem vorgesehene Kombinationen von Satzgliedern, d. h. systembedingte Satzstrukturmuster einschließlich ihrer Varianten als geltende Norm akzeptiert werden. Zugrundegelegt wird eine Übersicht der im Deutschen verfügbaren Valenzstrukturmuster.

Im dritten Kapitel wird mit der Einführung einer grammatisch begründeten, praxisorientierten **Wortklasseneinteilung** das **System der Wortformen** dargestellt. Das Verb als Träger der meisten grammatischen Informationen unter den Wortarten wird dabei in seiner überragenden kommunikativen Funktion besonders herausgestellt.

Das vierte Kapitel gibt schließlich einen Überblick über die **Intonation** deutscher Sätze und deren kommunika-

tive Funktion wie auch über das **Lautsystem** deutscher Wörter. Die Intonationsmuster werden in Beziehung gesetzt zu den syntaktisch orientierten Kommunikationsmustern, wobei Gemeinsamkeiten und Unterschiede beider Bezugssysteme erläutert werden.

Welche Darbietungsformen haben Sie gewählt?

Der Zugang zu den einzelnen Stoffgebieten soll durch eine schrittweise vertiefende Darstellung erleichtert werden. Den Hauptkapiteln sind einführende Abschnitte vorangestellt. Einer thesenartigen Zusammenfassung der jeweiligen Sachgebiete folgt die Darlegung des Grundwissens, Vertiefung und Ergänzung schließen sich gegebenenfalls an. Zahlreiche Schemazeichnungen dienen der Veranschaulichung abstrakter Beziehungen in grammatischen Strukturen. Ein umfangreiches Verweissystem erlaubt dem Leser, weiterführende Fragen selbständig zu verfolgen. Eine systematische Gliederung, eine fortlaufende Abschnittsnummerierung wie auch ein ausführliches Sachregister sollen die Arbeit mit der Grammatik erleichtern.

Verbinden Sie mit dem Erscheinen Ihrer Grammatik einen besonderen Wunsch?

Thomas Mann läßt in seinem Faustus-Roman den Adrian Leverkühn sagen: »*Ordnungsbeziehungen anzuschauen ist doch schließlich das Beste. Die Ordnung ist alles ... Alles ist Beziehung.*« – Ordnungsbeziehungen im Bereich der Strukturen sprachlicher Äußerungen werden durch grammatische Strukturen verkörpert. Versteht man sprachliche Ordnungsbeziehungen – Grammatik – nicht als ein starres Regelsystem, faßt man sprachliche Ordnung vielmehr als das Zusammenspiel von Gesetz und Freiheit, von Regeln und Varianten, eröffnen sich vielfältige Möglichkeiten der kreativen Nutzung grammatischer Kenntnisse, wobei die Beherrschung des Instruments »Sprache« auch zur Entwicklung eines angemessenen Sprachbewußtseins im Rahmen einer anzustrebenden Sprachkultur führen sollte. Dazu möchte diese Grammatik beitragen.

Literaturhinweis

- 1 Walter Flämig: Grammatik des Deutschen. Einführung in Struktur- und Wirkungszusammenhänge. Erarbeitet auf der theoretischen Grundlage der »Grundzüge einer deutschen Grammatik«. Berlin: Akademie-Verlag 1991.

Wie sich Sprachen wandeln

»Eine intellektuelle Wohltat und Befreiung ist das neue Buch von Rudi Keller über Sprachwandel. Es befreit, weil es der Fliege (Linguistik) aus dem Fliegenglas (der selbstgeschaffenen Probleme) einen Ausweg zeigt; und außerdem ein weites, schönes Land des Geistes außerhalb der engen Grenzen unsres Faches, das auch unseres sein kann, wenn wir das nur wollen. Es entwirft zudem ein neues Bild der Sprache überhaupt. Zwar ein solches, das uns in der Tat verständlich macht, wie so sich Sprachen wandeln; das uns aber damit neu auch viel von dem verständlich macht, was Sprachen sind, d. h. wie Sprachen funktionieren. Sehr viel mehr als nur ein Buch zur Theorie der Sprachgeschichte ist das Buch von Keller, dessen Hauptgedanken ich hier referiere.«

So hätte der Rezensionssatz von Fritz Hermanns in Heft 4/91 (S. 7 ff.) laut Typoskript beginnen sollen.

Bedauerlicherweise ist dieser Abschnitt bei der Drucklegung weggefallen, so daß der falsche Eindruck entstehen konnte, es handle sich um einen thematischen Beitrag und nicht um eine Besprechung des nachdrücklich empfohlenen Buches von Rudi Keller:

Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache. Tübingen: Franke 1990 (UTB 1567). DM 24,80.

Neue Bücher

- Deutsche Wortbildung. Typen und Tendenzen in der Gegenwartssprache. Eine Bestandsaufnahme des Instituts für deutsche Sprache. Hauptteil 4: Substantivkomposita. I. Von Lorelies Ortner, Elgin Müller-Bollhagen, Hanspeter Ortner, Hans Wellmann, Maria Pümpel-Mader, Hildegard Gärtner: Komposita und kompositaähnliche Strukturen. Berlin: de Gruyter 1991. 863 S., DM 420,-.
- Dietrich Busse: Textinterpretation. Sprachtheoretische Grundlagen einer explikativen Semantik. Opladen: Westdeutscher Verlag 1992. 261 S., DM 46,-.
- Fischer, Hans R. (Hrsg.): Autopoiesis. Eine Theorie im Brennpunkt der Kritik. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme. 338 S., DM 48,-.
- Semantik/Semantics. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung. Hrsg. von Arnim von Stechow und Dieter Wunderlich. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. Bd. 6.) Berlin: de Gruyter 1991. VIII, 922 S., DM 630,-.

Trendy

Zum Beitrag von Thomas Herbst »Der frühe Vogel fängt den Wurm – Anglizismen in der Filmsynchronisation« (SPRACHREPORT 4/91, S. 15) listet Britta Hufeisen Anglizismen aus dem Versandhauskatalog auf:

Beim Lesen des Artikels fielen mir spontan die Versandhauskataloge ein, bei denen ich immer wieder das Gefühl habe, daß die Beschreibung der Produkte nur versteht, wer erfolgreich Anglistik studiert hat.

Wie soll sonst die modebewußte Frau z. B. im Quelle-Katalog Winter 91/92 unterscheiden zwischen *Indigo Denim* (S. 57), die *garment-washed* (S. 61) ist, und einer *Blue Denim* (S. 42), die *moon-washed* (S. 42) ist; *blue-bleached* (S. 66) sind wohl beide? Oder soll es vielleicht lieber eine *Black Denim* (S. 42) – natürlich *black stone* (S. 66) sein? Egal, *pigmentdyed* (S. 85) sind schätzungsweise alle, und *power-washed* (S. 76) dazu. Sicher sind auf jeden Fall die *Trendsetter* (S. 54) dieser Saison die *Five-Pockets-Klassiker im »Used-Look«* (S. 82). Schlichte Jeans gibt es nur noch wenige – und die sind dann zumindest *sand-washed* (S. 24). Wahrscheinlich klingen sie nicht mehr E(nglisch) genug, um das *Outfit* (S. 38) so richtig *trendy* (S. 78) werden zu lassen.

Sehen wir uns noch einmal im *Fashion-Shop* (S. 40ff.) um: Im *Coordinate-Programm* (S. 19) gibt es – in allen *Power-Farben* (S. 23) – neben den Grund-Kleidungsstücken wie z. B. der *fully-fashioned* (S. 17) Strickjacke, der *Cardigan Weste* (S. 22) oder der *Swinger-Jacke* (ebd.) und der Hose mit *peach-finish* (S. 33) auch schicke Accessoires wie Ledergürtel, die eine *Bicolore Schließe* (S. 13) haben, oder die *Multicolor-Pailletten* (S. 24), *Long-Bluse* (S. 30) oder *Long-Shirt* (S. 70), ebenso wie – aus umgekehrter Richtung – die *Overknee-Stiefel* (S. 41).

Aber halt, noch hat E unsere Mode nicht ganz erobert. Die Farben behaupten sich oft noch – nach alter Tradition – in *apricot* (S. 54), *fraise* (S. 85) und *melange* (S. 80) auf F(ranzösisch); auch Uraltfarben wie *rosé* (S. 80) und *bleu* (S. 77) konnten sich halten. Übrigens: Präpositionen, Konjunktionen, Bestellnummern und Preishinweise sind nach wie vor auf D(eutsch) zu haben. Und wer Mode nicht bestellen will, fährt nach Alzey und kauft bei »HIS AND HERS WEAR«! (sic!)

Fazit: Benutze E in der Mode, wo möglich, weil es so *trendy* ist, füge D ein, wo nötig, wie z. B. beim *Strick-*

Cardigan (S. 50), oder greif zurück auf F, wo es sich bewährt hat – *bordeaux* (S. 158). Erfinde neue E-Regeln, wenn es denn schicker aussieht, wie z. B. die Abtrennung des Plural-Morphems per Apostroph, das bis vor kurzem dem (englischen!) Genitiv vorbehalten war, und biete *Parka's* zum halben Preis (o. g. Laden in Alzey) an.

Übrigens, kann mir jemand sagen, was *monkey-washed* (S. 80) ist?

Dr. Britta Hufeisen, Kassel

Einseitig

Zu den Beiträgen von Uwe Pörksen, »Die totale Entwirklichung« (SPRACHREPORT 2/91) und Rainer Jogschies, »Die Metaphorik des Massenmordens« (3/91) äußert sich W. Hecker kritisch:

Leider mußte ich im Laufe der Zeit feststellen, daß Sie in kaum einer Ausgabe des »SPRACHREPORT« die Gelegenheit ausgelassen haben, politische Meinungen einer bestimmten Art herauszustellen.

Unverhüllt tritt in den Ausgaben 2/91 und 3/91 eine, wie ich meine, einseitige Feindseligkeit gegenüber den USA zutage, die ins Gewand sprachwissenschaftlicher Untersuchungen gekleidet wird.

So spottet Pörksen über den amerikanischen Präsidenten Bush, daß er sich »mit seinem Gott unterredet« habe, und zwar über den »Abwurf von Genocidinstrumenten«. Dabei wird m. E. der Begriff *Genocid* falsch gebraucht. Niemand hatte einen Mord an nationalen, rassischen oder religiösen Gruppen beabsichtigt; vielmehr sollte aufgrund von UN-Resolutionen einem brutalen Diktator Einhalt geboten werden. Pörksen täuscht sich ein weiteres Mal: Bagdad wurde nicht »coven-triert«. Und wenn man nach deutschem Rechtsverständnis von Mord spricht, dann gehören neben anderen »niedrige Beweggründe« dazu, die ich nicht entdecken kann.

Das gilt auch für Jogschies in Heft 3/91, der »Morden« schon in die Überschrift nimmt. Den englischen Ausdruck »mission« übersetzt er nicht, wohl deshalb, weil das Wort nicht nur »Mission«, sondern auch »Auftrag« bedeuten kann. Ich finde diese Textwahl unredlich. Und schließlich sind die UN-Truppen (= Amerikaner) nach Jogschies »Täter«, mit welcher Bezeichnung der Gedankensprung zu Verbrecher nicht weit ist. Was soll eigentlich die Analyse englischer Vo-

kabeln in den Blättern, die sich im Untertitel »Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache« nennen? Ich fürchte, daß derartige politische Einseitigkeit den inhaltlichen Wert Ihrer Publikation entwertet.

Werner Hecker, Heidelberg

Angemessener Begriff

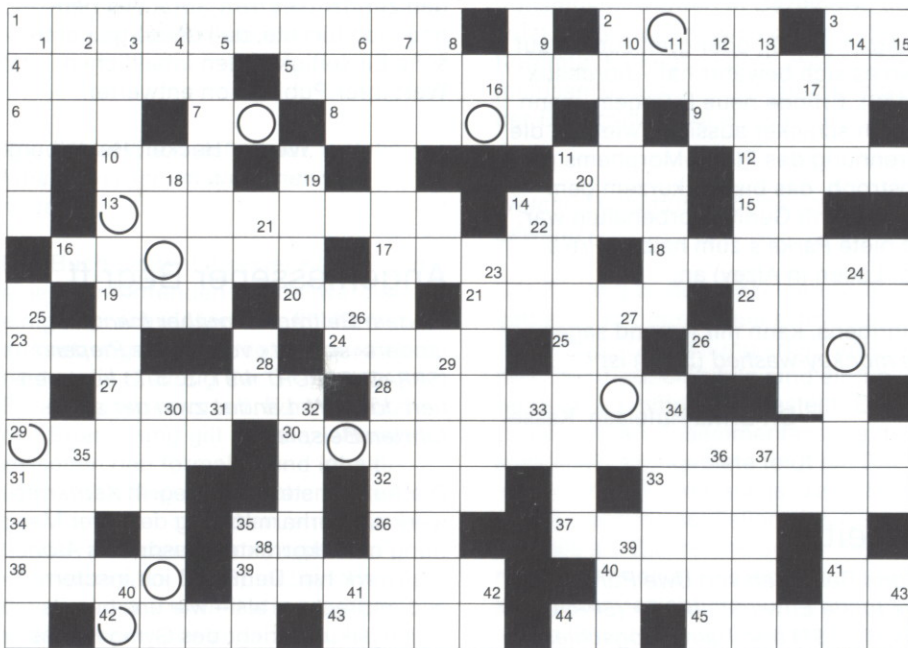
Zu dem Beitrag »Worüber man nur ›anders‹ spricht« von Ursula Pieper (SPRACHREPORT 4/91, S. 5ff.) kommentiert Josef W. Landes zwei der angeführten Beispiele.

Die Autorin stellt den Begriff *Kernkraftwerk* als Verharmlosung des ihrer Meinung nach korrekten Ausdrucks *Atomkraftwerk* hin. Dem muß ich insofern widersprechen, als – wie uns bereits im Physikunterricht des Gymnasiums gelehrt wurde – *Kernkraftwerk* die sachlich zutreffendere Ausdrucksweise darstellt, da es in einem derartigen Kraftwerk nicht um das bloße Vorhandensein von Atomen, sondern vielmehr um den physikalischen Vorgang der Kernreaktion geht. Da sich zudem die allgemeine Angst nicht auf die Existenz von Atomen, sondern auf den Ablauf der Kernreaktionen bezieht, kann hier keineswegs von Verharmlosung die Rede sein – eher das Gegenteil träge hier zu.

In einem weiteren Beispiel schreibt Frau Pieper, in der Medizin werde das gefürchtete Wort *Krebs* häufig durch den Ausdruck *raumfordernder Prozeß* ersetzt. Auch diese These kann ich nicht unwidersprochen stehen lassen. Die Medizin – und hier besonders der diagnostische Bereich wie zum Beispiel Pathologie, Radiologie u. a. – stellt sich in weiten Bereichen als deskriptive Wissenschaft dar, da es häufig aufgrund der vorliegenden Erkenntnisse nicht möglich erscheint, eine absolut gültige Aussage über die Spezifität einer entdeckten Läsion zu machen. Um den Patienten vor einer voreiligen und mit einer hohen Fehlerquote behafteten Diagnose und daraus resultierenden Konsequenzen zu bewahren, ist es doch richtiger, das zu beschreiben, was man wirklich sieht – eben einen raumfordernden Prozeß, welcher Ausdruck übrigens auch für gutartige Zysten und dergleichen verwendet wird –, anstatt ihn mit dem Etikett *Krebs* zu belegen. Ist die Diagnose »Krebs« jedoch einmal bestätigt, so verwendet meiner Erfahrung nach kein Arzt mehr den Begriff *raumfordernder Prozeß*. Auch hier handelt es sich somit keineswegs um die Umgehung eines Tabus, sondern um die Verwendung des sachlich angemesseneren Begriffes.

Josef W. Landes, Moosthenning 15

X-WORTRÄTSEL



Waagrecht (obenstehende Ziffern)

1. Durchführung der Auflösung. 2. Wird es ausgegraben, treten Konflikte in die heiße Phase. 3. ... er, der alte Römer, geschwiegen hätte, er wäre ein Philosoph geblieben. 4. Hoffnung war ihm Prinzip. 5. Sollte man nie versprechen. 6. Freche englische Buben kriegen schon mal eine dahinter. 7. Englisches oder französisches Gold. 8. Wenigstens einen blauen sollte man schon haben. 9. Endmarke in aeronautischer Kommunikation. 10. Friede seiner Hütte. 11. Franzosen fahren in ihm am liebsten ans Meer. 12. Gleich, wenn's einem wenig gilt. 13. Kennt als Sprache keine Verwandte. 14. Ganz rund und doch kein Kreis. 15. Namentlich wie sachlich kurzer Zeitabschnitt. 16. Ohne ihn wäre die Mark mehr wert. 17. Soll eventuell Anwesende zu einer Lautäußerung stimulieren. 18. Nicht ganz wörtlich zu nehmendes Attribut gehöriger Weite. 19. Ursprünglicher Nachname rheinischer Lore. 20. Für Briten zwischen SEE und SEEN. 21. In *ihr*, der ersten Stadt in Deutschlandfs Süden, **ebendies** zu tun, bleibt nicht nur **ihnen** vorbehalten. 22. Mit Warum wär dieser edle Herr in Albion ganz einfach früh dran. 23. Wär's meiner, würd' er mich hinter Gitter bringen. 24. Ohne Boden gefürchtet. 25. Stadt, ebenso alt. 26. Bei französischen Tankwarten beliebte Mengenangabe. 27. Fast eine Oper, die friulanische Kapitale. 28. Weibliche Verwandte, nach Heidegger Tätigkeit des Nichts. 29. Dazu brauchts nicht viel. 30. Schöner Zug, dem Fortkommen eher hinderlich. 31. Projektgruppe, endet hoffentlich nicht in solcher Enttäuschung. 32. Französisches Aufgußgetränk, ein englischer Artikel. 33. Mit finalelem e von Bauherrn herbeigeseht. 34. Paß auf! 35. Arabischer Artikel in Salerno. 36. Französisch und außerirdisch. 37. Hat man sie gezogen, ist man nicht besser dran als zuvor. 38. Heute kommt er nur noch in schlechten Krimis aus der Maschine. 39. Ohne zu arbeiten und zu spinnen sind sie herrlicher gekleidet als Salomon. 40. Folgt täglich zweimal ihrem Nachfolger. 41. Kurz für einen, der einsah, daß man schweigen muß, worüber man nicht reden kann. 42. Ob seine Möbel ihn

haben, ist noch sehr die Frage. 43. Symmetrische Frau mit unbekanntem Mittelteil. 44. Ein Meister kennt sein Fach aus ihm. 45. Für die einen als Politiker noch zu grün, den andern bereits hoffnungslos angepaßt.

Senkrecht (untenstehende Ziffern)

1. Rechter Zeitpunkt für Lobreden. 2. Verdoppelt eine eindeutige Charakterisierung von Gesprächsbeiträgen. 3. Rein formale Schulung? Ausdruckspädagogik? Verfahren zur Produktion sprachlicher Ausdrücke. 4. Mit *E* jetzt noch schneller, und allemal teurer. 5. Versteht sich selbst als Anarchist. Gilt manchen als linguistischer Revolutionär. 6. Na ...! 7. Mein lieber Schwan! Königlich-bayrisches Disneyland. 8. Wacholderprodukt. 9. So auszusehen, eine Schreckensvorstellung. 10. Als dicke einst gefürchtet. 11. Neutrum, prototypisch. 12. Marktwirksame Charakterisierung, etwas durcheinander geraten. 13. Duftpflanze, soll Motten fernhalten. 14. Buona ... Signorina, buona ... It's time to say good night to Napoli. 15. Ägyptische Gottheit, halbiert. 16. Kürzel einer schlimmen Zeit. 17. So, wie es zu sein hat. 18. Ruf dürstender Germanen in der Wüste. 19. Müssen Nudeln noch haben. 20. Zusammenspiel von Zufall und Notwendigkeit. 21. Wird mit Gel zu einer runden Sache. 22. Publikumsaktion bei Sportveranstaltungen. 23. Schlaffmänner. 24. An Weihnachten Weihnachtslieder singen ist nicht besonders dies. 25. Eltern sind's mit ihren Kindern, nur selten miteinander. 26. Haben Grafen mit Affen gemein. 27. Etwas verwirrter Vortrag. 28. Präfix, macht heimlich und geheuer furchterregend. 29. Man hat sie ab und an, Akten lassen es passiv über sich ergeben. 30. Herrlich, wenn man ihn an seinem Tag nur hätte! 31. Macht Adjektive. 32. Für Christus war hier Endstation. 33. **Er** im Norden, im Süden **kaputt**. 34. Hat sein Horn in den Alpen. 35. Wenn einer gehörig was nachläßt, freut sich sein ... 36. Wird unverfälscht geliebt und zunehmend als bedroht empfunden. 37. Daß man sie wieder trage, wünschen ihre Macher. 38. Non plus ultra. 39. **Nur dann wenn** für angelsächsische Logiker kein anderer Fall in Frage

kommt. 40. Halber Brauch. 41. Von dort die Frau hat Morrison besungen. 42. ... wird's bald! 43. Relativpronomen, von Puristen als unzulässig befunden.

Aus den Buchstaben in den markierten Feldern ist ein *ausgezeichnetes Wort* als Lösungswort zu bilden. Wer dieses Lösungswort bis zum 29. 2. 1992 an die Redaktion des SPRACHREPORT, Institut für deutsche Sprache, Postfach 10 16 21, 6800 Mannheim einsendet, nimmt an einer Verlosung teil. Zu gewinnen sind:

1. Preis

Ein Gutschein für Bücher aus dem GUNTER NARR VERLAG in Höhe von 100,- DM.

2. Preis

Ein Gutschein für Bücher aus dem GUNTER NARR VERLAG in Höhe von 50,- DM.

Die Preise werden gestiftet vom GUNTER NARR VERLAG, Tübingen. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Bruno Strecker

Leserbrief

Grotesk

Zu unserem Leitartikel »Sprachgesetzgebung in Frankreich« von Christa Falter (SPRACHREPORT 4/91) schreibt Fedja Müller:

Die Autorin des dankenswerten Beitrags hätte beliebig viele Beispiele für das Scheitern dieser besonderen Art von Sprachnormierung anführen können – und hat es wohl deshalb nicht getan. Ich beschränke mich hier auf eine Spezialität: Die satirische Wochenzeitung »Le Canard enchaîné« hilft sich und amüsiert ihre Leserschaft mit grotesken Französisierungen reiner Anglizismen, wie z. B. *ouikende* (für week-end) oder *ticheurte* (für T-shirt).

Während das Blatt für seinen couragierten investigativen Journalismus sonst von Staats- und Parteigewalten regelmäßig mit Prozessen überzogen wird, hat die Sprach-Strafgesetzesmaschine in diesen Fällen sich noch nicht lächerlich zu machen gewagt.

Auf diesem Weg könnte dann ja auch das ausnahmsweise durchgedruckte *logiciel* (für software) als *sophetuaire* umgehend wieder für die Grande Nation zurückerobert werden!

Fedja Müller, Heidelberg